„GEFUNDEN"

Erzählungen für jung und alt von Björnson, Keikel, Kielland, Rosegger, Schmitthenner, Stüber, Weisflog, Zschokke

808.3
E 6160

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG

„Gefunden.“

Motto: Ich ging im Walde so für mich hin,
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön.

Goethe.

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/gefundenerzahlun00elbe

„Gefunden.“

Erzählungen für jung und alt

von Björnson, Hebel, Kielland, Rosegger
Schmitthenner, Stöber, Weisflog und Zschokke.

Herausgegeben im Auftrage des
Rheinischen Provinzial-Lehrervereins
zum Besten der „Pestalozzi-Stiftung“
von der Jugendschriften-Kommission
des Elberfelder Lehrervereins.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft · Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

808.3
El 16 g

Vorwort.

Gute Bücher sind wie gute Menschen, und das will viel sagen, so man jemand gern hat. Du prüfst den, welcher dein Freund sein soll, wie er spricht und die Gebärden dazu macht; seinen Kopf, ob er hoch und leer steht oder den bescheiden nickenden Aehren voll goldkörniger Früchte gleicht. Bücher werden in deine Hand gelegt, schauen dich an aus Fenstern mit großen, spiegelblanken Scheiben. Du glaubst, daß es etwas Rechtes sei, wenn Menschen mit sonderbar verrenkten Gliedern darin sind, wie man's bei Gauklern auf der Kirchweih zu sehen gewohnt ist; oder, wenn du sie liesest, dir das Gruseln den Rücken hinauf- und hinabkriecht und steif wie Besenhaar dein eigenes dir auf dem Kopfe emporstrebt. Als ob die Welt nicht zu schön wäre, daß man in ihr das Gruseln lernen könne, nicht jeder seinen Kopf oben und die Füße unten trüge, selbst jenseit des Aequators, obwohl das zu begreifen etlichen schwer fällt. Wie du die Menschen auf der Straße siehst, wenn du einmal zufällig durchs Fenster guckst, sind sie in das Büchlein hineingekommen, ein Kantor mit der Pudelmütze und ein grobkitteliger Bauer, sogar ein Esel, weil er als wirklicher Esel sich gebärdete.

Nicht, daß dir aus diesen Geschichten sollten gelehrte Dinge in den Kopf fliegen, nur zu deinem Vergnügen haben sie sich zusammengethan. Manchen siehst du die Lustigkeit

1145396

gleich im Gesicht an, in den Augen anderer aber liegt es, als ob sie sich nicht freuen könnten; du aber sollst es, nicht über das Unglück der Menschen, denen die Augen gehören, wohl aber über ihre Schönheit; denn schön sind sie alle, mit dem Lachen oder dem Trauern in ihnen.

Tief freilich mußt du in sie hineinschauen; je öfter du es thust, desto heller erstrahlt ihre Schönheit, desto reicher wirst du; denn sie geben immer, so oft du kommst, und daran siehst du, daß sie weder den Bettlern noch den buntfarbigen Bällen gleich sind, die kreischen und schreien, wenn man sie aufbläst, nachher aber, wenn der Wind ist ausgefahren, hast du in den Händen ein klein, unansehlich Häuflein; denn Wind, lauter Wind ist es, wovon sie dick und voll werden.

Herauswachsen aus diesen Geschichten wie aus einem Schulkittel wirst du auch nicht, ebensowenig wie die Haut, in welcher du steckst, dir jemals könnte zu eng oder zu kurz werden. Sie werden mit dir groß, wachsen über dich hinaus wie der Himmel, dessen Rand sich hebt und wölbt, wenn du auf ihn zugehst, immer wieder, so oft du es thust. Vielleicht daß du dann einmal still stehst und den Hut ziehst vor dem Hexenmeister, der die schönen Geschichten gemacht hat. Wenn du ihm auf die Finger guckst, schadet es auch nicht; nicht, daß du es ihm gleich solltest nachthun, aber du siehst doch, wie es gemacht wird, und dein Kopf wird in Zukunft nicht mehr dem Hute des bettelnden Blinden gleich sein, der jede Art von Münze ohne Unterschied aufnimmt. Bescheidenheit mag eine Zier sein; in dem, was du liesest aber, übe sie nie. Fordere und genieße immer das Beste!

Die Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Schmitthenner:
„Friede auf Erden“ 9

Stöber:
„Das Examen“ 20

Björnson:
„Der Vater“ 33

Rosegger:
„Der Eselstrieb“ 37

Kielland:
„Torfmoor“ 45

Hebel:
„Lange Kriegsfuhr“ 52

Rosegger:
„Zu Straßburg auf der Schanz“ . 57

Rosegger:
„Sein Geld will er haben“ 68

Weisflog:
„Der Pudelmütze 26. Geburtsfest“ 85

Zschokke:
„Max Stolprian“ 110

Friede auf Erden.

Von

Adolf Schmitthenner.

Es giebt ein Dörflein, liegt also fernab von aller Welt, daß gute und schlechte Mär zwei Monate später dorthin kommt als sonst an irgend einen Fleck in deutschen Landen. So geschah es, daß man um die Weihnachtszeit des Jahres 1648 in selbigem Dorf noch nicht wußte, daß nach dreißigjährigem Kriegsjammer Friede worden im Vaterland, und doch hatten die Herren Gesandten zu Münster und Osnabrück schon am 25. Oktober mit umständlicher Feierlichkeit das letzte große Punktum gesetzt. Bald nach Martini zwar ist ein fahrender Geselle gekommen, der erzählte im Wirtshaus, es sei Fried im Reich, und er selber habe gesehen, wie die Bauern drunten am Strom auf der Heerstraße ihre Schweine zu Markt getrieben; aber niemand glaubte es ihm. Einer holte den alten Schulmeister. Der fühlte dem Fremden auf den Zahn durch allerlei Fragen. Als der Geselle erzählte, daß er auf der hohen

Abgedruckt mit Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers aus „Novellen" von Adolf Schmitthenner. Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Schule zu Padua gewesen, und daß man dort jetzt den Stoßdegen unter dem Rockschoße trage, da raunte der Schulmeister den anderen zu: „Traut ihm nicht, 's ist ein Lateinischer," und schier gar hätte der Wandersmann für seine Friedensbotschaft noch Schläge bekommen.

So wähnten sich die Leute mitten im Krieg. Wer etwas in Feld oder Wald zu schaffen hatte, nahm einen guten Gesellen mit. Abwechselnd trugen sie das Feuerrohr, und ehe sie an die Arbeit gingen, suchten sie das Umland ab; während der eine Holz machte oder ackerte, stand der andere auf Wache. Einigemal hatten sich Gewaffnete gezeigt; die wurden durch Schüsse vertrieben. Ob es versprengte Soldaten waren oder Raubgesindel, wußte man nicht. Allsonntäglich fügte der Pfarrer dem großen Kirchengebet die Bitte um den edlen Frieden bei, und fast alle andermal ließ er sein Lieblingslied singen: „Ach Gott vom Himmel sieh darein und laß dich es erbarmen." Er war stimmlos, seit ihm die Kroaten den Schwedentrunk mit heißem Wasser gegeben, und hatte seitdem keine gute Stunde mehr. Aber er versah noch sein Dienstlein, und die Leute verstanden ihren Hirten, auch konnten sie sich alle nah zu ihm heransetzen: Krieg, Pest und Hunger hatten aufgeräumt.

So war der Tag vor dem Christfest herangekommen. Niemand dachte mehr an die Friedensbotschaft des Lateinischen. Nur eine hatte sie nicht vergessen. Das war des Nachtwächters alte Mutter. Sie hatte vor fünf Jahren ein böses Gelübde gethan. Das quälte sie jetzt, denn sie lag im Sterben. Es war an einem Wintertag, da trugen sie ihr den Mann tot ins Haus. Vorübersprengende Reiter hatten aus Mutwillen ihn geschossen, als er auf einem gefällten Stamme saß und sein Brot verzehrte. Damals fluchte sie

dem Herrgott, weil er solch himmelschreienden Greuel geschehen ließ, und sie gelobte, nicht mehr zum Nachtmahl zu gehen, solange der Krieg währe. Jetzt lag sie krank zu Bett und wußte, daß sie sterben müsse, und sehnte sich nach der heiligen Kost. Aber als der Pfarrer ihr zuredete, sie solle der Sehnsucht Genüge thun, denn ihr Gelübde sei gottlos gewesen, da wandte sie sich zur Mauer und gab keine Antwort.

Heute nun warf sie sich unruhig auf ihrem Lager herum. Der Husten quälte sie und noch etwas. „Mein Vater selig ist auf den Christtag gestorben," sagte sie in der Frühe. Nach einer Weile stöhnte sie auf.

„Was ist Euch, Mutter?" fragte der Sohn und eilte ans Bett.

„Man ist doch auch ein Christenmensch," flüsterte sie.

„Morgen ist Nachtmahl in der Gemeinde," fing der Sohn wieder an, „wollt Ihr nicht auch, Mutter?"

Da fragte sie mit hastiger Stimme: „Ist Fried im Land?"

Der Nachtwächter schüttelte traurig den Kopf. „Wir erleben's nimmer, Mutter, Ihr nicht und ich nicht." Und er ging zur Thüre hinaus.

Da trat ihr Enkelsohn an das Bett, ein baumlanger Kerl. Er war hinter dem Ofen gesessen und hatte an einem Span geschnitzt. „Ich will in die Stadt gehen, Altmutter, und fragen, ob Krieg oder Fried ist. Morgen früh bin ich wieder da."

„Ja, geh," flüsterte die Kranke in fliegender Hast. „Geh, ehe dein Vater kommt, er leidet's sonst nicht."

„Wen soll ich fragen, Altmutter?"

„Im Thorturm wohnt der Weibel. Seine Frau ist

mein Patenkind. Die frag, die weiß es. Sie hat von mir ein silbern Salzfaß zur Aussteuer. Das soll sie dir geben zum Zeugnis der Wahrheit, wenn Fried ist im Land. Geh, nimm deines Vaters Spieß mit, der Wolf —"

Aber der Junge hörte nicht mehr. Schon eilte er den Berg hinab der Waldschlucht zu.

Sechs Stunden war es bis zur Stadt. Der Weg dahin führte durch einsame Heide und wilden Wald, vorbei an ausgebrannten Mühlen und verlassenen Dörfern; dann stieg er hinunter ins breite, offene Thal an den großen Strom, wo die Heerstraße lief und die Städte lagen. Durch Wald und Heide trabte der Wolf, und durchs Thal zog Mordgesindel jahraus, jahrein, solches mit der roten Feder und solches mit der Sturmhaube, Schnapphähne und Soldaten.

Den Tag über lag die Alte still. Als der Sohn das Mittagsmahl kochte — es war kein Frauensbild weiter im Haus — fragte er: „Wo steckt denn der Bub?" Aber er fragte mehr sich selbst als seine Mutter, und diese schwieg. Der Abend dämmerte. Da schaute der Mann besorgt nach in Stall und Scheune, blickte die Dorfstraße hinauf und kehrte stumm in die Stube zurück. Er setzte sich auf die Ofenbank. Es ward finster. Die Mutter stöhnte. „Wollt Ihr was?" fragte der Sohn von der Bank her.

„Er wird in die Stadt sein," jammerte die Kranke.

„Der Bub?" rief entsetzt der Mann.

„Er will fragen, ob Fried ist im Land."

„Mutter," schrie der Sohn, „Euch rechn' ich's zu, wenn er mir verdirbt!"

Die Kranke murmelte Unverständliches. Ihre Zähne schlugen zusammen. Beide schwiegen. Es ward völlig Nacht

in der Stube. Nur die Augen der Hauskatze leuchteten unter dem Ofen herauf.

Als der Orion über das Scheunendach schaute, stand der Mann auf, nahm das Horn von der Wand und verließ wortlos die Stube. Die Katze strich ihm nach bis an die Thür, dann sprang sie auf den Fenstersims. Aber es wehte ein kalter Zug herein. Mit ein paar Sätzen war sie wieder am Ofen, legte sich auf den alten Platz, und ihre Augen leuchteten nach dem Bett der Sterbenden hinüber.

Derweil stieg der Orion höher und höher, und jetzt schauten seine Sterne in die Waldschlucht hinein gleich unten am Dorf. Wolfsloch hieß sie, und die Leute wußten, warum. Das Sternenlicht drang hinab bis auf den schmalen, finsteren Grund. Dort lag eine dunkle Masse, fast regungslos, Mensch und Tier im Ringen auf Leben und Tod. Oben am Eingang zur Schlucht stand der Nachtwächter und spähte hinab. Aber der Blick ging über den Knäuel hinweg, und der Kampf war lautlos; der sausende Odem der Ringenden verwehte, ehe der Lufthauch von dort heraufkam. In dem Augenblick, als der Vater sich umwandte dem Dörflein zu, tauchte aus der Tiefe der Schlucht ein irrer Blick in das blinkende Sternenlicht, und mit Himmelsgewalt schlug wie ein siegreicher Blitzstrahl ein Seelenschrei in die Unendlichkeit: „Herr Gott, ich m u ß der Altmutter zum Nachtmahl helfen."

Der Nachtwächter war langsam hinaufgestiegen auf den Kirchhofhügel. Man sah dort am weitesten umher. Er spähte in die schneelose Landschaft hinaus, sein Blick weilte ein wenig bei den dunklen Tannen, die das Wolfsloch zudeckten. Dann ging der Mann langsam über den

hellen Friedhof. An einem großen Grabhügel stand er stille. Hier lagen siebzehn, die auf zwei Tage an der Pest gestorben. Darunter auch sein Weib und zwei Mägdlein. Ein drittes, die Aelteste, hatte das Kriegsvolk mitgeschleppt. Sie war nimmer heimgekommen.

Nimmer heimgekommen! Da schnürte es ihm das Herz zu. Er dachte an seinen Buben. Aber wie er nun, um von neuem zu spähen und zu lauschen, das Antlitz hob, leuchteten ihn die Sterne so mild und tröstlich an, daß ihm die Augen feucht wurden. Er schaute nach dem Stand der Gestirne. Es war um die halbe Nacht. Er nahm sein Horn und blies die zwölfte Stunde. Dann schritt er den Hügel hinab. Als er von der sternhellen Höhe in die finstere Dorfgasse getreten war, da sah er eine hohe Gestalt die Dorfgasse heraufkommen. So hochgewachsen ist nur einer, jauchzte sein Herz, mein Bub! Mit raschen Schritten ging er ihm entgegen. Der Bursche kam langsam, er war barhäuptig, die Arme über der Brust gefaltet. Im Schatten einer Scheune stand er still. Halb freudig, halb verwundert trat der Vater ihm nahe. Aber ehe er fragen mochte, rief ihm der Sohn mit leiser, fremdartiger Stimme: „Vater, holt den Pfarrer, die Altmutter kann zum Nachtmahl." Und flüsternd fügte er hinzu: „'s ist Friede!"

„Friede!" schrie der Mann und taumelte zurück. „Friede!" wiederholte er, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er zitterte wie im Fieberschauer. Eine Weile stand er in sich versunken und murmelte vor sich hin immer nur das eine Wort: „Friede." Dann raffte er sich auf und ging mit großen Schritten dem Pfarrhause zu. Des Sohnes hatte er vergessen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Jugendschriften.

Eine gute, sorgfältig gewählte Lektüre für Knaben und Mädchen.

Jeder Band elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die alte Freundin. Eine Sammlung nachgelassener Erzählungen: das letzte Vermächtnis der berühmten Jugendschriftstellerin an die deutsche Jugend. Mit sechs Farbendruckbildern von Theodor Schüz. Dritte Auflage.

Inhalt: Hinauf und hinab. — Der kleine John. — Es ging ein Engel durch das Haus. — Des Herrn Pfarrers Kuh. — Das Osterlied. — Die Kinder der Heide. — Auf Schloß Solingen.

Aus Nord und Süd. Erzählungen, der deutschen Jugend geboten. Mit sechs Farbendruckbildern von Theodor Schüz. Fünfte Auflage.

Inhalt: Sammelt die Brosamen! — Die erste Seefahrt. — Vom armen Unstern. — Der rote Hof. — Schwarze Treue.

Aus Schloß und Hütte. Erzählungen für die Jugend (von 8 bis 12 Jahren). Mit sechs Farbendruckbildern von Eugen Klimsch. Zehnte Auflage.

Inhalt: Bärbeles Weihnachten. — Kann sein, 's ist auch so recht. — Balthasars Apfelbäume. — Das Bäumlein im Walde. — Krieg und Frieden. — Zwei Märchen: Vom Hirschlein mit den Goldhörnern. Das Puppenland. — Brüderchen und Schwesterchen. — Emmas Pilgerfahrt. — Die Wasser im Jahre 1824, oder Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Kindergruß. Erzählungen für die Jugend (von 8 bis 12 Jahren). Mit sechs Farbendruckbildern von Georg Hahn. Zehnte Aufl.

Inhalt: Die drei Christbäume. — Klärchens Genesung. — Der Spiegel der Zwerglein. — Die Nachbarskinder. — Das braune Leuchen. — Der Kinder Gebet. — Die drei Schwestern im Walde. — Die Ferien auf Schloß Bärenburg.

Für Freistunden. Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren). Mit sechs Farbendruckbildern von Eugen Klimsch. Achte Auflage.

Inhalt: Heb' auf, was Gott dir vor die Thüre legt. — Des Königs Patenkind. — Elisabeth. — Nach Regen Sonnenschein. — Eine seltsame Schule. — Unsre alte Marie. — Der Einsiedler im Walde. — Der Sandbub', oder Wer hat's am besten?

Von Berg und Thal. Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren). Mit sechs Farbendruckbildern von Theodor Schüz. Neunte Auflage.

Inhalt: Das Feenthal. — Eine Königin. — Cherubino und Zephirine. — Frau Luna. — Das Steinkreuz. — Der Peterli von Emmenthal.

Jugendgabe. Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren). Mit sechs Farbendruckbildern von Theodor Schüz. Achte Aufl.

Inhalt: Spätes Glück. — Der kluge Bruno. — Eine alte Schuld. — Kordulas erste Reise. — Die wunderbare Höhle. — Ein einsam Kind. — Drei Schulkameraden.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Jugendschriften.

Billige Volksausgabe. In 22 Einzelbändchen.

Jedes Bändchen mit 4 Abbildungen.

Preis in farbigen Umschlag gebunden je 75 Pfennig.

Inhalt der Bändchen:

Bd. 1. Ein einsam Kind. — Die Wasser im Jahre 1824.
„ 2. Drei Schulkameraden. — Der Spiegel der Zwerglein.
„ 3. Eine seltsame Schule. — Bärbeles Weihnachten.
„ 4. Eine Königin. — Der Kinder Gebet.
„ 5. Spätes Glück. — Die drei Schwestern im Walde.
„ 6. Die Ferien auf Schloß Bärenburg. — Der Sandbub'.
„ 7. Cherubino und Zephirine. — Kann sein, 's ist auch so recht.
„ 8. Brüderchen und Schwesterchen. — Der Einsiedler im Walde.
„ 9. Der Peterli von Emmenthal. — Zwei Märchen für die Kleinsten.
„ 10. Emmas Pilgerfahrt. — Krieg und Frieden.
„ 11. Das braune Lenchen. — Des Königs Patenkind.
„ 12. Nach Regen Sonnenschein. — Frau Luna. — Das Bäumlein im Walde.
„ 13. Die Nachbarskinder. — Kordulas erste Reise. — Balthasars Apfelbäume.
„ 14. Die wunderbare Höhle. — Das Steinkreuz. — Unsere alte Marie.
„ 15. Der kluge Bruno. — Eine alte Schuld. — Heb' auf, was Gott dir vor die Thüre legt.
„ 16. Elisabeth. — Die drei Christbäume. — Klärchens Genesung. — Das Seenthal.
„ 17. Vom armen Unstern.
„ 18. Es ging ein Engel durch das Haus. — Des Herrn Pfarrers Kuh. — Die erste Seefahrt.
„ 19. Das Osterlied. — Die Kinder der Heide.
„ 20. Schwarze Treue.
„ 21. Hinauf und hinab.
„ 22. Der rote Hof.

Die Verlagshandlung ist zu der Herausgabe einer billigen **„Volksausgabe"** der überall beliebten und bisher noch in keiner Weise übertroffenen Jugendschriften der gefeierten Verfasserin durch den Wunsch bestimmt worden, dieselben vermöge ihres billigen Preises den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Nicht allein allen Eltern und Erziehern, sondern auch zur Anschaffung für Schulbibliotheken 2c. möchten wir diese „Volksausgabe" der Wildermuthschen Jugendschriften empfehlen. Es dürfte kaum eine bessere und nützlichere Lektüre den Kindern zu bieten sein. — Jedes Bändchen enthält abgeschlossene Erzählungen und ist einzeln käuflich. Die Bilder sind von ausgezeichneten Künstlern entworfen und aufs beste ausgeführt.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Der ging langsam zurück. Oft blieb er stehen und preßte die Hände auf die Brust. Aber nach kurzer Weile ging er weiter, vorbei am letzten Hause, wo die sterbende Großmutter lag. Zum Dorf hinaus dem Wolfsloch zu schleppte er sich. Was trieb ihn an den grauenvollen Ort? Wollte er dem erwürgten Feinde noch einmal ins verglaste, bluttriefende Auge schauen?

Derweil hatte der Nachtwächter mit der Klinge der Hellebarde die Thür des Pfarrhauses aufgebrochen. Seinem Klopfen war nicht geöffnet worden. Man kannte dies Pochen zur Nachtzeit. Drinnen in der Stube lag der Pfarrer auf den Knieen und bat Gott um den Gnadenstoß. Da rief des Nachtwächters bekannte Stimme in die Stube hinein: „Friede!" Der Pfarrer sah mit stieren Augen hin, wie wenn er nichts begriffe. „Meine Mutter will sterben. Gebt ihr das Nachtmahl. Fried ist im Land!" Da ward dem alten Manne das Herz überwältigt. Er brach in seinem stimmlosen Flüsterton in Schluchzen aus. Es klang zum Erbarmen.

Der Nachtwächter aber ging hinüber zum Schulmeister. Mit dem Knopf der Hellebarde stieß er an den Laden. „Ich bin's, macht auf!"

„Wo brennt's?" rief der Schulmeister und öffnete den Laden.

Da legte der Nachtwächter seine Arme dem Mann um den Kopf, neigte das Antlitz ihm an die Wange und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Der Schulmeister zuckte zusammen, dann weinten beide Männer Brust an Brust.

„Ich muß läuten, laß mich los," sagte endlich der Schulmeister. Aber sein Geselle war seiner nicht mehr mächtig. Gewaltsam machte sich der Greis frei, weckte

seine Söhne und eilte zur Kirche hinauf, während der Nachtwächter sich wieder zum Pfarrhaus wandte.

Seit vierzehn Jahren waren die Glocken stumm. Zum letztenmal hatten sie geläutet am Weihnachtsfest nach der Nördlinger Schlacht. Dann schwiegen sie, daß nicht die Mordbuben herbeigelockt würden.

Und jetzt und jetzt schlugen sie wieder zusammen!

„Was macht so?" fragten die Kinder.

„Es läutet," sagten die Alten. „Steht auf, Kinder 's ist Fried im Land!"

„Wer ist der Fried?" fragten die Kinder, „nimmt uns der Fried die Geiß weg, und schlägt er uns den Vater blutig?"

„Schweigt, Kinder, und zieht euch an und betet!"

„Thut der Fried so sausen?" fragten die Kinder furchtsam. Aber die Mutter gab ihnen fürder keine Antwort. Da fingen sie an zu weinen und verkrochen sich, ein jedes in sein bekanntes Verstecklein und lauschten angstvoll dem fremden Getön.

Uebel klangen die Glocken. Die große war zersprungen. Gleich am Anfang des Krieges hatten die Mansfelder sie und die mittlere, die nicht mehr da war, zum Turm hinabgeworfen und mitgeschleppt. Die große fand man später im Wald. Aber auch so klang es den Alten wie Himmelsgeläute.

Und doch war keine rechte Freude. Das Andenken an das erlittene Elend stand grausig auf. Jeder gedachte seines Verlustes, und die vielen Wunden der Seele bluteten alle zusammen. Starr sahen sich die Leute an, verstört standen sie auf der Gasse umher. Aber niemand zweifelte an der Wahrheit der Botschaft.

Von zwei Männern gestützt kam der alte Pfarrer die Straße herab. „Die Lore geht zum Nachtmahl," sagten sich die Leute. Viele schlossen sich an. Der Zug ging nach dem letzten Haus.

Der Pfarrer trat mit dem Nachtwächter und dem ältesten Sohn des Schulmeisters in die Stube der Sterbenden. Ein Span wurde angezündet und an der Wand befestigt. Der Sigrist bereitete das Nachtmahltischlein am Bette der Kranken. Der Pfarrer beugte sich nieder, und wie ein starkes Geräusch keuchten die klanglosen Worte: „Es ist Friede; wollt Ihr jetzt zum Nachtmahl?"

Da suchte die Frau angstvoll mit den Augen und tastete auf der Bettdecke herum. „Wollt Ihr?" wiederholte der Pfarrer. „Seht, Ihr müßt sterben. Macht Friede mit Eurem Gott und ziehet hin im Frieden!" Die Greisin riß die Augen auf und sah den Pfarrer starr an. „Wo ist das Salzfaß?" flüsterte sie. Der Nachtwächter sagte: „Sie ist irr." Da trat ein harter, verschlossener Zug auf das Antlitz der Sterbenden. „Ich will —" stöhnte sie. „Was wollt Ihr, Mutter?" fragte der Sohn und nahm sie in den Arm. „Ich will so sterben," hauchte sie und deutete mit der Hand nach der Mauer. „Sie will der Wand zu sterben," sagte der Sohn.

In diesem Augenblick ging die Thür auf. Ein Haufen Männer stand draußen. „Sachte, langsam," riefen sie sich zu, und halb führten, halb trugen sie den Enkelsohn der Sterbenden herein. Die Kleider hingen ihm in blutigen Fetzen vom Leib, die Brust war eine Lache, aus der es dick und schwarz herausquoll. Die Männer wollten ihn in die Kammer bringen, aber mit starrem Blick sah der Todwunde nach der Großmutter Bett, und seine wankenden

Beine strebten dorthin. Er sank nieder auf das Bett, so daß es über und über mit Blut besudelt ward. Er tastete nach der Hand, und als er sie gefunden, drückte er ein Ding hinein, das seine Faust krampfhaft umschlossen gehalten. „Da, Altmutter, da," murmelte er, „Euer Patenkind läßt Euch grüßen und Euch sagen, es sei Fried im Land. Da ist das Salzfaß zum Zeugnis der Wahrheit."

Das Pfand war ihm entfallen im Kampfe mit dem Untier. Darum war er nochmals zurückgekehrt. Darüber waren ihm die Wunden, die er mit Moos zugestopft, aufgebrochen.

Die Sterbende betastete das Salzfaß. Da leuchtete es in ihrem Antlitz selig auf. „Gott sei Dank," flüsterte sie, „Friede, Friede!"

„Sie stirbt ohne Nachtmahl," rief der Sigrist.

„Sie feiert es droben im Licht," hauchte der Pfarrer. „Küßt Eure Mutter noch einmal," raunte er dem Nachtwächter zu, „und dann macht Euch bereit, von Eurem Sohne Abschied zu nehmen. Ihr bringt dem Frieden ein schweres Opfer."

Sie legten den Burschen sacht auf den Boden. Frauen wuschen ihm die Wunden. Der Vater legte sich neben ihn nieder und sah ihm in die brechenden Augen.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen," raunte der Pfarrer. Da versagte ihm die Stimme. Er hatte den Buben mit den trotzigen blauen Augen lieb gehabt. Der Todeskampf begann. Der Vater hielt seinen Sohn umschlungen. Derweilen füllte sich die Stube mit Männern und Frauen. Der Kampf war nicht schwer. Jetzt war es aus. Die

Weiber fingen an zu weinen. Der Pfarrer kniete nieder. Da schwiegen alle und knieten gleichfalls. Nur der Nachtwächter blieb an der Seite seines Sohnes liegen.

Ein Schauer durchlief die Versammlung. Erschütternd gleich dem Glockengeläute, aber rein und klangvoll schallte es durch die Stube: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Das Examen.

Von

Karl Stöber.

Es war einmal ein Professor, der ging mit keinem Ding sparsamer um, als mit der Zeit. Hatte er es den Studenten abgelernt, oder den Weiblein, wenn sie auf dem Markte beisammen stehen und von einem auf das andere kommen, weiß der Erzähler nicht. Kurz, der Professor pflegte vor dem Aufstehen jeden Tag nach seinem Kopfe abzuzirkeln.

Als zum Exempel eines Jahres der Medardi-Tag graute, sprach er bei sich selber: „Von fünf bis acht Uhr schreibe ich an meinem Buch von den schlafenden Pflanzen; — darauf lass' ich mir meinen Zopf binden und lese dabei in Rößlers Insektenbelustigungen; dann geh' ich in den botanischen Garten und bleibe daselbst bis um zehn Uhr, weil ich den neuen Gärtner einweisen muß; von zehn bis zwölf Uhr lese ich meine zwei Kollegien über die Zergliederung und die Bestandteile der Gewächse; — von zwölf bis ein Uhr wird gegessen und dazu die Zeitung gelesen oder andere leichte Ware; sodann geht's in die Universitäts-bibliothek und von da auf das Erlensteger Ried; — den Rest des Tages aber bring' ich in der Abendgesellschaft bei Hofrat Huflattich zu."

So zirkelte der Professor den Medardus-Tag ab von einer Stunde zur anderen. Und es wäre nichts dagegen zu sagen, wenn er hinzugesetzt hätte: „salva ratificatione!“ das ist verdolmetscht: „so Gott will und der Herr mir nichts Besseres zu thun schickt!“ — Aber wenn er einmal anfing, bei sich selber zu sagen: „Ich will, ich muß, ich werde,“ war er wie alle gelehrten und ungelehrten Leute, welche die Zeche ohne den Wirt machen.

Doch ging alles recht gut. Er schrieb einen ganzen Bogen an dem Buche von den schlafenden Pflanzen. In dem „Rößler“ las er zwei Seiten, die zusammen so lang waren, wie sein Zopf, und als er schon seinen Stock in der Hand hatte, um sich in den botanischen Garten zu verfügen, kam zwar ein kleines, schmächtiges Studentlein und bat um ein Zeugnis, entfloh aber sogleich wieder, als der Professor ungehalten erwiderte: „Jetzt hab' ich keine Zeit, Ihn zu examinieren; frag Er nur in zwei oder drei Tagen wieder an!“

Und so ging es weiter, durch den botanischen Garten in die Kollegien und von dem Mittagtisch durch die Säle der Bibliothek auf das Erlensteger Ried, ohne allen Anstoß und Aufenthalt, wie bei dem Zeiger am Turm, wenn die Uhr aufgezogen ist und keine Fledermaus oder anderes dergleichen Ungeziefer in das Räderwerk fällt. Das Ried ist aber heutigentages noch ein böser Sumpf. Leichter geht die Fliege über die dünnste Haut auf der Milch, als des Menschen Fuß über dieses Moor. Büschel von Gras und Binsen bilden darin Inseln ohne Zahl. Zwischen denselben steht braunes Wasser oder ein schwarzer, bodenloser Brei. Der schreiende Kibitz fliegt lustig über dies alles hin und her, und seine Jungen finden leicht, wo ihr Fuß

ruhen kann. Der Professor aber mußte von einem Inselein auf das andere hüpfen und glich dem Schiffbrüchigen auf der Ostsee, der von einer Eisscholle auf die andere springt und auf keiner länger verweilt, als bis sie sich unter seinem Tritt in die tiefe Flut taucht. Die Bauern von Erlensteg aber, welche auf zwei Seiten aus dem Walde hervorkamen, hielten den Professor für den Räuberhauptmann Hildebrand, wider welchen sie mit Prügeln und etlichen alten Flinten ausgezogen waren, und griffen ihn, ob er sich gleich mit vielen Worten wehrte und nicht verschwieg, daß er ein Gelehrter sei und an den Einbrüchen in der Umgegend so wenig teilhabe, als der Hahn auf dem Kirchturme an einem verscharrten und verkratzten Wurzgärtlein im Dorfe.

Die guten Leute meinten, er lüge. Denn er sah aus, als komme er nicht von dem Lehrstuhl her, sondern von dem Querbalken, daran das Halsgeschmeide von Hanf noch lange hängen bleibt, wenn der, der es trug, mit seinem Fleische die Raben gespeist hat. Sein Hut war von Stroh, und die Krempen waren nicht aufgeschlagen, sondern hingen herab, als sollten sie das Gesicht darunter nicht allein gegen die Sonne decken, sondern auch gegen das scharfe Auge der Obrigkeit. Seine Binde hatte er nicht um den Hals, sondern in der Tasche, und seine Stiefel sahen aus, wie bei den Leuten, die von einer Schuhbürste gerade so viel wissen, wie der Bär, wenn er sich von seinem Winterschlaf erhebt, von einem Kamm.

Weil aber der Professor auf dem ganzen Wege nach Erlensteg fort und fort behauptete, er sei nicht der Hildebrand, sondern ein Gelehrter, und das breite Messer in seiner Seitentasche sei kein Mordinstrument, sondern ein

Ding, damit man die Pflanzen samt ihren Wurzeln und Zwiebeln ausheben könne, so führten ihn die Bauern zu ihrem Schulmeister und begehrten, daß er ihren Arrestanten examiniere und ihnen dann sage, ob er ein Gelehrter sei oder nicht.

Der saß gerade an seinem Federknecht und schnitt oder besserte die Kiele darin, und gab diesem einen breiten und jenem einen kurzen, dem einen langen und jenem einen spitzigen Schnabel, danach der Schreiber war, für den er gehörte. Ließ sich auch in seinem guten Werke nicht stören, sondern drückte nur seine Brille etwas fester auf die Nase und fragte den Malefikanten: „Wie lange brauchen Sonne, Mond und Sterne, bis sie einmal um die Erde herumkommen?"

Der Professor antwortete nicht sogleich auf diese Frage, sondern sprach bei sich selbst: „Sage ich kurzweg: vierundzwanzig Stunden, so hält mich der Schulmeister für einen Abc-Schützen, der nicht weiß, daß die Sonne auf einem Fleck stehen bleibt und die Planeten um sie herumlaufen; sage ich aber: die Sonne steht still, und die Erde geht um sie herum, wie in ihrer Roßmühle der Gaul um den Wellbaum, so lachen mich die Bauern aus, weil sie von Kindesbeinen an das Gestirn des Tages von einem Ende des Himmels zum anderen wandeln sehen und nicht glauben können, daß es ihnen gehe wie dem Knaben in der Kutsche, den es dünkt, als liefen die Zaunpfähle neben dem Wege über Hals und Kopf."

Aber der Professor konnte sich nicht lange besinnen. Denn hinter ihm stand der Heiligenpfleger. Der pflegte, da er zu seiner Zeit in die Schule ging, seinen Nachbar zur rechten oder zur linken mit dem Ellbogen in die Seite

zu stoßen, wenn der Lehrer gefragt hatte und der Gefragte mit der Antwort nicht sogleich bei der Hand war, sondern sich gebärdete wie eine Henne, die einen zu großen Brocken verschluckt hat, der weder ganz hinunter, noch auch wieder hinauf will. Und dem Professor machte er es nun gerade so. Er gab ihm einen solchen Puff von hinten, daß er, ohne sich länger zu besinnen, antwortete: „Die Sonne geht nicht um die Erde; sondern umgekehrt, die Erde geht um die Sonne."

Darüber schüttelte der alte Schulmeister den Kopf und sprach: „Der will's auch besser wissen, als der grundgelehrte Ptolemäus, der in seinem Almagest schreibt, daß Sonne, Mond und Sterne um die Erde herumgehen." — Dann aber fuhr er in seinem Examen fort und fragte: „Wie muß man sich für eine Sonnenfinsternis fürsehen?"

Der Professor, der die Erinnerung seines Hintermannes nicht abwarten wollte, erwiderte unverzüglich: „Man muß Gläser schwarz anlaufen lassen, damit man in die Sonne sehen kann."

Darüber lachten aber die Bauern, und einer unter ihnen rief: „O dummes Zeug und kein Ende! Die Brunnen muß man zudecken, daß der böse Tau nicht hineinfällt."

Der Schulmeister nickte seinem gewesenen Schüler Beifall zu. Dann warf er auf seinen Examinanden einen verächtlichen Blick und fragte weiter: „Wo hat Europa seinen Mund?"

Der Gelehrte legte zwar auf diese Frage den Zeigefinger seiner linken Hand der Länge nach über die Nase und drückte das linke Auge fest zu, wie einer, der

nach der rechten Antwort zielt; aber weiter brachte er es nicht.

Dagegen rief es aus einer Ecke der Schulstube: „Hispania ist der Mund von Europa, durch welchen alle Reichtümer der Neuen Welt gehen und sich den anderen Teilen des Leibes mitteilen."

Denn auf das Gerücht, daß der Hildebrand gefangen sei und von dem Schulmeister ins Verhör genommen werde, waren indes viele Knaben in die Schule gekommen, und unter ihnen auch derjenige, der erst bei der letzten Prüfung wegen seiner gut einstudierten und herzhaften Antworten von dem Pfarrer einen neuen Kreuzer empfangen hatte.

Der Schulmeister freute sich seines Zöglings und setzte sein Examen mit der Frage fort: „Wo sind die Bratwürste erfunden worden?"

Der Professor antwortete ärgerlich: „Der Henker mag das wissen!" — Aber die Knaben, die hinter den Bauern auf der Schultafel standen, erhoben wie ein Mann ihre Finger, damit anzudeuten, daß sie alle zur Antwort bereit wären. Und Maiers Johann, den der Schulmeister wählte, rief, über den Schächer vor ihm triumphierend: „Zu Cremona in Italien, allwo auch die besten Geigen in der Welt gemacht werden." — Der Schulmeister gab seine Zufriedenheit über die Antwort damit zu erkennen, daß er sein kahles Haupt etwas senkte. Dann steckte er die frischgeschnittenen Kiele in den Federknecht und sagte dabei zu dem Gelehrten: „Sieht Er, hätte Er in Seiner Schule etwas gelernt, und wäre Er nicht von Jugend auf ein Taugenichts gewesen, so dürfte Er jetzt nicht vor diesen Schulknaben da stehen, wie die Butter in der Sonne. Doch wir wollen weiter sehen. — Sag

Er uns: Wo ist so altes und dürres Eis zu finden, daß es brennt?

Auf diese Frage machte der gelehrte Mann ein Gesicht, als wäre er selbst eingefroren, und antwortete nichts. Sein Examinator aber wurde verdrießlich, und wendete sich nun, um den armen Schächer, der sich für einen Gelehrten ausgab, vollends zu beschämen, an seinen eigenen, fünfzehnjährigen Sohn, der nach ihm Schulmeister in Erlensteg werden sollte, wie er es selbst nach seinem Vater und Großvater geworden war. Die Fragen von ihm und die Antworten seines Sohnes folgten aber ungefähr so aufeinander, und zwar Schlag auf Schlag, daß meistens zwischen der Frage und der Antwort kein Augenblick verlief, geschweige denn mehr.

Vater: „Wo findet man so altes und dürr gewordenes Eis, daß es brennt?"

Sohn: „Auf der Insel Island, wo man sogar altes und dürres Eis findet, das man wie Holzklötze beim Feuer anzünden und verbrennen kann."

Vater: „Wo kauft man die Butter nach der Elle?"

Sohn: „Butter ist auch in Hispania nicht wohl zu bekommen, und pflegen sie dieselbe nicht in Tonnen, sondern in Schweinedärmen zu verwahren, daher man daselbst die Butter bei Ellen zu kaufen pflegt."

Vater: „Wo ist der Stein des Erzvaters Jakob?"

Sohn: „In einer Kirche zu London, Westminster genannt, welche die größte in der ganzen Welt sein soll, und wird unter anderen Kuriositäten auch der Stein gezeiget, welcher dem Erzvater Jakob zum Hauptkissen gedienet."

Vater: „Wo muß man so viele Katzen halten, als Kammern im Hause sind?"

Sohn: „In Sardinien, woselbst Ratzen in abscheulicher Menge sind, daher die Sardinier auf Befehl des Königs so viel Katzen halten müssen, als Kammern im Hause sind."

Vater: „Woher hat Straßburg seinen Namen?"

Sohn: „Von der breiten Straße, welche der König Attila durch die Stadt machte, als er aus Frankreich nach Deutschland zog."

Vater: „Wo braucht man die Wagenschmiere nicht zu machen?"

Sohn: „Zu Weißenburg in Siebenbürgen, bei welcher Stadt aus einer lebendigen Quelle pure Wagenschmiere hervorquillt und auch dafür verbraucht wird."

Kurz, und wie oben schon erwähnt, der Schulmeisterssohn, so jung er auch noch war, bestand aufs beste in dem Examen, während der Professor jede Antwort schuldig blieb. Die Bauern glaubten daher auch Beweis genug zu haben, daß er kein Gelehrter sei, und beschlossen, ihn dem Schwert der Gerechtigkeit zu übergeben. Weil es aber über dem Examen schon Abend geworden war, wollten sie ihn erst den Tag darauf dem Gerichte überantworten, und der Ortsvorsteher befahl dem Gemeindediener, den Schlüssel zu dem Turme in der Kirchhofmauer zu holen und dem vermeintlichen Hildebrand sein Nachtquartier darin bis auf weiteres anzuweisen.

Dieser Befehl ging dem Schulmeister zu Herzen. Denn der Turm war nicht allein ein feuchtes und finsteres Loch, sondern es hatte auch erst vor zwei Tagen ein Zigeuner darin seinen Lebenslauf beschlossen, und seine hinterlassenen Lumpen nebst dem Ungeziefer, das vom Leichnam weggelaufen war, lagen noch dort, weil der Gemeindediener

bis jetzt nicht dazu gekommen war, das Zeug zu verbrennen. Zudem konnte er immer noch nicht glauben, daß das stubenfarbige Männlein mit seiner hochdeutschen Sprache der Hildebrand wäre, sondern sprach bei sich selbst: „Ich will es mit ihm noch aus der Bibel versuchen. Ist er auch kein Gelehrter, wie er vielleicht nur in seines Herzens Angst vorgewendet hat, so kann er doch sonst ein christlicher Mann sein."

Die Bauern ließen sich auch die Fortsetzung des Examens gefallen, weil sie Vergnügen daran fanden und nichts zu versäumen hatten. Dem Professor aber sank der Mut noch tiefer. Denn unter seinen hundert und aber hundert Büchern daheim hatte er keine einzige Bibel, und wußte darin nicht mehr, als was ihm aus seiner Kindheit im Gedächtnisse geblieben war. Und das hätte er ohne viele Mühe auf seine flache Hand schreiben können.

Der Schulmeister seinerseits wollte es ihm auch leicht machen, und fragte: „Wie hieß der Ort auf dem Berge, wo ein Prophet Gericht hielt, ein Gottloser Abgötterei trieb, ein Wanderer erquickt und ein Knecht Gottes verhöhnt und gerächt ward?"

Aber es war, als hätte er einen Fisch gefragt. Der Professor blieb stumm, ob ihm gleich der Heiligenpfleger mit einem zweiten Puff zu Hilfe kam, und der Schulmeister fuhr, um sein Möglichstes zu thun, fort: „Wo war die Höhle, darin fünf große Herren, wie eingemauerte Füchse, beisammen saßen?" Ja, er machte es, wie bei einem Schüler, dem man durchaus helfen möchte, und rief ihm etlichemal zu: „Ma — Ma — Ma —"

Da es aber auch so nicht gehen wollte, wurde er selbst über den armen Schächer zornig und rief, um ihn noch

mehr zu beschämen, den kleinen David, der eben mit den Erlensteger Schafen von der Weide gekommen war, herein und setzte mit ihm das Examen folgendermaßen fort:

Schulmeister: „Wo finden wir, daß der Prophet Kinder, Vater und Mutter miteinander im Namen des Herrn wegen Abgötterei straft?"

David: „Jeremia am siebenten, wo es heißt: ‚Die Kinder lesen Holz, so zünden die Väter das Feuer an, und die Weiber kneten den Teig, daß sie der Melachet, das ist der Königin des Himmels, Kuchen backen und Trankopfer den fremden Göttern geben, daß sie mir Verdruß thun. Aber thun sie dann mir damit, spricht der Herr, und nicht ihnen selbst Verdruß, daß sie müssen zu Schanden werden?'"

Schulmeister: „Wer hat in einem Odemzug den Apostel des Herrn einen Tollhäusler und einen großen Gelehrten geheißen?"

David: „Der Landpfleger Festus, da er mit lauter Stimme sagte: ‚Paule, du rasest; die große Kunst, das ist die große Gelahrtheit, macht dich rasend.'"

Schulmeister: „Wer hat Schellen getragen, und war doch kein Narr?"

David: „Aaron, der Hoheprieſter in Israel, nach dem Worte: ‚Und unten an seinem Saum sollst du Granatäpfel machen von Blau, Purpur und Scharlach, um und um, und zwischen dieselben goldene Schellen, auch um und um, daß eine goldene Schelle sei, danach ein Granatapfel, und abermals eine goldene Schelle und wieder ein Granatapfel.'"

Schulmeister: „Von wem wurde der Tod gekocht, aber nicht gegessen?"

David: „Von den Kindern der Propheten, da sie

von dem Gemüse aßen und schrieen: ‚O Mann Gottes, der Tod im Topf!'"

Schulmeister: „Wo haben die Schuhmacher und Schneider am wenigsten zu thun gehabt?"

David: „Bei den Kindern Israel in der Wüste, da geschrieben steht: ‚Ich habe euch vierzig Jahre in der Wüste lassen wandeln; eure Kleider sind an euch nicht veraltet, und dein Schuh ist nicht veraltet an deinen Füßen.'"

So fragte der Schulmeister, und antwortete der kleine David noch länger. Aber dem Gemeindediener wurde es zu lange, und er ging, die Schlüssel zu dem Turme an der Kirchhofmauer zu holen, einen verächtlichen Blick auf den Professor werfend, der neben dem Knaben mit der Hirtentasche stand, wie ein ungelehrter Heide neben dem Sohne Isai.

Auch dem freundlichen Leser wird es in der niedrigen Schulstube unter den Bauern zu enge, und geht mit dem Erzähler gern auf das Erlensteger Ried zurück.

Ueber das Ried auf einem schmalen Fußwege, der die höheren Stellen des Sumpfes sucht, schritt der ältere von den beiden Söhnen des Schulmeisters, das nämliche Studentlein, welches der Professor am Morgen so schnöde abgewiesen hatte. Er schwebte über den Moor hin, wie ein Schatten, den viele Fasttage, eine lange Reihe halbdurchwachter Nächte, Frost und Blöße von dem sonst blühenden Leibe des Jünglings übrig gelassen hatten. — Seine feinen Haare waren etwas aus der ängstlichen Ordnung gekommen, in der sie sonst gehalten wurden; auf seinem Gesichte lag Totenbläße, als würde es nicht von der untergehenden Sonne, sondern von angezündetem Spiritus beleuchtet; seine Hände waren rot und angelaufen von der ungeheizten

Stube, in der er schon zwei harte Winter zugebracht hatte; an seinem Ueberrocke waren keine vier Knöpfe, die nicht schon zweimal frisch überzogen worden wären. Und doch hatten sie nicht viel zu halten. Denn das alte Kleid lag um seine Lenden fast wie die Aermel daran um seine dünnen Arme.

Seine Augen gingen zuweilen von einer fehlgeschlagenen Hoffnung über. Denn seine Mittel zum Weiterstudieren waren nun bis auf den allerunterſten Heller erschöpft, und vor seine letzte Aussicht auf Unterstützung schien eine eiserne Fallthür getreten zu sein.

Ein Kaufmann in N. nämlich hatte ein Stipendium zu vergeben und es in dem Anzeiger der Reichsstadt ausgeschrieben. Dieses Blatt kam dem Sohne des Schulmeisters erst spät in die Hand, doch noch zeitig genug. Aber er war von dem Professor, von dem er ein Zeugnis zu seiner Meldung unumgänglich nötig hatte, drei Tage hintereinander abgewiesen worden, weil die kleine Prüfung, die der Ausstellung des Attestes vorausgehen mußte, niemals auf dem Etat stand, den er sich am morgen für den angebrochenen Tag gemacht hatte. Und mit den Abendstunden des heutigen lief der Termin ab, den der Kaufmann gesteckt hatte.

Als daher das Studentlein auf die Schwelle der Schulstube seines Vaters trat, war sein Herz das Schwerste an ihm. Aber es wurde bald so leicht, wie die Schwalbe, die sich über das Alpengebirge weghebt und dann das schöne, warme Mittagland vor sich hat.

Sein Zeugnis und die große Ehrfurcht, damit er dem berühmten Manne näher trat, erlösten den Professor aus der Hand der Bauern. Sie gingen alsbald ab, einer nach

dem andern. Aber draußen vor der Thür schüttelten sie die Köpfe. Denn sie begriffen nicht, wie einer, der nicht wert sei, daß er des Schulmeisters Johann und dem kleinen David die Schuhriemen auflöse, auf dem Lehrstuhl sitzen könne.

Der Gelehrte aber wollte gegen seinen Erretter nicht undankbar sein. Er ließ das Schweizerwäglein des Wirtes von Erlensteg vor das Schulhaus kommen und fuhr mit dem Studentlein nach Giebelstein zurück und sagte ihm beim Aussteigen an der Hausthür, er sollte morgen früh punkt acht Uhr wiederkommen.

Und als der andere Tag graute, sprach der Professor, der, beiläufig gesagt, ein Bruder des Kaufmanns in N. war, bei sich selbst: „Von fünf bis acht Uhr schreib' ich an meinem Buch über die schlafenden Pflanzen. Um acht Uhr fahr' ich mit dem Schulmeisterssohn nach N. und stelle ihn meinem Bruder vor. Denn es ist gewiß keiner in der Welt so dürftig und würdig, ein Stipendium zu empfangen, als er. Und wenn ich wieder heimgekommen bin, geh' ich noch zu Seiner Magnificenz, dem Prorektor, und besorge dem Studentlein einen Freitisch, damit es sich doch des Tages wenigstens einmal satt essen kann. Salva ratificatione." Der freundliche Leser weiß aber schon, was dieses lateinische Wort zu bedeuten hat, und der Erzähler darf ihm daher nur noch berichten, daß der liebe Gott nichts gegen den Vorsatz des Professors hatte; daß der Kaufmann und die Magnificenz Ja sagten, und daß aus dem Studentlein ein berühmter Arzt geworden ist, der alles liegen und stehen ließ, wenn er helfen sollte, ob er gleich auch seine Tage so scharf abgeteilt hat, wie der Uhrmacher sein Zifferblatt.

Der Vater.

Von

B. Björnson.

Der Mann, von dem hier erzählt werden soll, war der mächtigste in seinem Kirchspiele; er hieß Thord Overaas. Eines Tages stand er in dem Arbeitszimmer des Pfarrers, hoch aufgerichtet und mit feierlichem Ernst. „Ich habe einen Sohn bekommen," sagte er, „und will ihn getauft haben." — „Wie soll er heißen?" — „Finn, nach meinem Vater." — „Und wer sind die Gevattern?" — Sie wurden genannt und waren die angesehensten Männer und Frauen des Kirchspiels, welche sämtlich zu der Familie des Vaters gehörten. „Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen?" fragte der Pfarrer und blickte zu ihm auf. Der Bauer stand einen Augenblick schweigend da. „Ich würde ihn gern für sich allein getauft haben," sagte er. — „Das soll heißen an einem Wochentage?" — „Am nächsten Samstage, mittags zwölf Uhr." — „Hast du sonst noch etwas?" fragte der Pfarrer. „Sonst wüßte ich nichts." Der Bauer drehte den Hut in den Händen, als wollte er gehen. Da erhob

---

Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers aus: Björnsterne Björnson, Kleine Erzählungen, Nr. 1867 der Universalbibl. von Ph. Reclam jr., Leipzig.

sich der Pfarrer. „So laßt mich Euch noch einen Wunsch auf den Weg mitgeben," sagte er, ging auf Thord zu, nahm seine Hand, blickte ihm in die Augen und sprach: „Gebe Gott, daß dir das Kind zum Segen gereiche!"

Sechzehn Jahre nach diesem Tage stand Thord wieder in dem Zimmer des Pfarrers. „Du hältst dich gut, Thord," sagte der Pfarrer, der keine Veränderung an ihm wahrnahm. „Ich habe ja auch keine Sorgen," versetzte Thord. Hierzu schwieg der Pfarrer. Nach einer Weile fragte er: „Was ist heute abend dein Anliegen?" — „Heute abend komme ich wegen meines Sohnes, der morgen konfirmiert werden soll." — „Er ist ein tüchtiger Junge." — „Ich wollte Ihnen Ihre Gebühren nicht bezahlen, ehe ich wüßte, welchen Platz er in der Kirche erhalten würde." — „Ich habe ihm den ersten angewiesen." — „Nun bin ich dessen doch sicher — und hier sind zehn Thaler für Sie." — „Wünschest du sonst noch etwas?" fragte der Pfarrer, indem er Thord anblickte. — „Ich wüßte nichts weiter." — Thord ging.

Wieder waren acht Jahre verflossen, als man eines Tages vor dem Arbeitszimmer des Pfarrers lautes Geräusch vernahm, denn viele Männer kamen, und Thord eröffnete den Zug. Der Pfarrer blickte empor und erkannte ihn. „Du kommst heute abend in zahlreicher Begleitung." — „Ich will das Aufgebot meines Sohnes bestellen; er soll sich mit Karen Storliden verheiraten, der Tochter Gudmunds, der hier steht." — „Das ist ja das reichste Mädchen im ganzen Kirchspiele." — „So sagt man," entgegnete der Bauer, indem er sich das Haar mit der einen Hand in die Höhe strich. Der Pfarrer saß eine Weile wie in Gedanken da; ohne etwas zu sagen, schrieb er darauf die Namen in

seine Bücher ein, und die Männer unterschrieben. Thord legte drei Thaler auf den Tisch. — „Mir steht nur einer zu," sagte der Pfarrer. — „Ich weiß, was Sie zu verlangen haben, aber er ist mein einziges Kind — ich möchte meine Sache gern gut machen." Nach dieser Erklärung nahm der Pfarrer das Geld. „Jetzt stehst du um deines Sohnes willen schon zum drittenmal hier, Thord." — „Jetzt bin ich mit ihm aber auch fertig," erwiderte Thord, schnürte seinen Geldbeutel zu, sagte Lebewohl und ging, — die Männer folgten ihm langsam.

Vierzehn Tage darauf ruderten Vater und Sohn bei stillem Wetter über das Wasser nach Storliden, um sich über das Hochzeitsfest zu besprechen. — „Die Ruderbank liegt nicht fest unter mir," sagte der Sohn und stand auf, um sie zurechtzulegen. In demselben Augenblicke gleitet das Brett, auf dem er steht aus; er greift mit den Armen um sich, stößt einen Angstschrei aus und stürzt in das Wasser. — „Halte dich an dem Ruder fest!" rief der Vater, sprang auf und hielt es ihm hin. Aber als der Sohn einigemal danach gegriffen hatte, wurden seine Hände steif und starr. „Warte, warte!" rief der Vater und ruderte auf ihn zu. Da stürzt der Sohn rücklings über, wirft dem Vater einen langen Blick zu — und versinkt.

Thord wollte es nicht recht glauben, er hielt das Boot still und starrte auf den Fleck, wo der Sohn versunken war, als müßte er wieder emportauchen. Einige Blasen stiegen auf, noch einige, dann nur eine einzige große, welche zersprang — und spiegelhell lag die See wieder da. Drei Tage und drei Nächte lang sahen die Leute den Vater um diesen Fleck herumrudern, ohne zu essen oder zu schlafen; er suchte nach seinem Sohne. Erst am Morgen des dritten

Tages fand er ihn und trug ihn selbst über die Berge nach seinem Hofe.

Seit jenem Tage konnte wohl ein Jahr verflossen sein. Da hört der Pfarrer noch spät an einem Herbstabende jemanden sich draußen vor der Flurthür bewegen und nach der Thürklinke umhertasten. Der Pfarrer öffnete die Thür, und herein trat ein hochgewachsener, vornübergebeugter Mann, mager und mit weißen Haaren. Der Pfarrer blickte ihn lange an, ehe er ihn erkannte; es war Thord. „Kommst du so spät?" sagte der Pfarrer und blieb vor ihm stehen. „Leider ja, ich komme spät," versetzte Thord, indem er sich niedersetzte. Der Pfarrer nahm voller Erwartung ebenfalls Platz; lange herrschte Stillschweigen. Endlich sagte Thord: „Ich habe etwas bei mir, das ich gern den Armen geben möchte; ich beabsichtige eine milde Stiftung zu gründen, die meines Sohnes Namen tragen soll." — Er erhob sich, legte Geld auf den Tisch und setzte sich wieder. Der Pfarrer zählte es. „Das ist viel Geld," sagte er. — „Es ist die Hälfte des Preises für meinen Hof, den ich heute verkaufte." — Lange blieb der Pfarrer schweigend sitzen; endlich fragte er mit sanfter Stimme: „Was denkst du jetzt zu beginnen?" — „Etwas Besseres!" — Wieder saßen sie eine Weile schweigend da, Thord mit auf den Boden gerichteten Blicken, während der Pfarrer ihn fragend ansah. Da sagte der Pfarrer mit einemmal leise: „Jetzt denke ich, daß dir dein Sohn endlich zum Segen geworden ist." — „Ja, nun bin auch ich davon überzeugt," versetzte Thord, blickte auf, und zwei Thränen rollten langsam über sein Antlitz hinab.

Der Eselstrieb.

Mitteilung eines Hetzers.

Von

Peter Rosegger.

Und den Esel meinem lieben Bruder Stephan! So hatte er noch gesagt und dann war er gestorben.

Einen Tag später erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängnisse, und am dritten Tage nahm ich sein teures Vermächtnis in Empfang — den stattlichen mausfarbigen Esel. So rührend war es, daß der Bruder mit dem Esel an mich gedacht hatte, und ich faßte den Entschluß, solches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zusammen," sagte ich zum freundlichen Tiere und legte ihm das Stricklein um den Hals, was es, die Ohren spitzend, ruhig geschehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Sitzeldorf, wo ich daheim bin. Ein sechs Stunden langer Weg — schier zuviel Ehre für das kleine Sitzeldorf;

Entnommen aus Roseggers ausgewählten Schriften, Oktavausgabe, Bd. 28: „Allerlei Menschliches". Preis brosch. M. 4.—, eleg. gebunden M. 5.20. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

und was wird der Esel sagen, wenn er nach so vielen Umständlichkeiten nur eine kümmerliche Hütte findet! Freilich ein schlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im ersten Augenblicke, als ich es sah, hatte ich das Tier lieb und die Zuneigung wuchs von Schritt zu Schritt, die wir selbander wegshin trabten.

Als wir aber zur Flußbrücke vom Tadelbach kamen, da blieb der Esel stehen und schüttelte sein ehrwürdiges Haupt. Ich that anfangs, als verstünde ich das nicht, aber er schüttelte es zum zweitenmal und das bedeutete: „Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber!" — Ich ging voraus und zerrte am Strick, mußte aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er stemmte die Vorderfüße ein und stand fest. —

Ein Schock Schulkinder kam des Weges, die Kinder stellten sich um uns herum und waren sehr lustig über das anziehende Schauspiel, das ich ihnen bot, und über die strenge Zurückhaltung, die der Esel sich auferlegte. Ich schämte mich so viel, daß ich mit der linken Hand mein Gesicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Rutenzweigen, da schlug er die Hinterfüße aus, und hierauf lachten sie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald gingen.

„Wenn du deinen Kameraden über die Brucken haben willst, so mußt ihn hinübertragen," sagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, so geht er nicht, ein ordentlicher Esel läßt sich zu nichts zwingen."

Was ich mich da geniert hab', daß der Eselbesitzer sich so über den Esel muß belehren lassen von stockfremden Leuten — es ist nicht zu sagen. Ich steckte mein Gesicht

nur so zwischen die Achseln hinein und brummte: „Wie kunnt ich denn tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei!" Packten sie auch schon an, hoben das Tier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es sachte über die Brücke.

Als der Graue wieder auf festem Erdboden stand, neigte er in würdevoller Selbstgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig seiner Straße. Die Holzhauer gingen ebenfalls ihres Weges und ich hörte sie noch lachen von weitem.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewissen Respekt eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überschreiten war, desto eifriger sann ich auf ein Mittel, den strammen Charakter des Genossen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, so ich mit hatte, wurden Bestechungsversuche gemacht, zugleich aber auch eine Exekutionsanstalt gegründet. Ich schnitt eine Birkengerte, streifte das Laub herab und flocht sie zierlich zu einer Rute. Der Esel schaute mir dabei ziemlich gleichgültig zu. Dann nahten wir uns der Aubachbrücke. Da war Einschicht und kein Mensch, der mir das Tier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. „Wollen wir halt einmal sehen, Grauer, wer von uns beiden nachgiebt." Ich that nichts dergleichen und wollte mit ihm nur so forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor derselben blieb er stehen und stand. Das Brot fraß er mir aus der Hand und stand ruhig da; die Gerte bekam er in die Weichen, das erste Mal zuckte er ein bißchen, das zweite Mal nicht mehr, sondern stand fest angenagelt auf dem Fleck.

„Ja," fragte ich ihn, „was glaubst du denn? Sollen wir da stehen bleiben selbander, bis die Bäche versiegen?"

Er schüttelte das graue Haupt.

„Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb spürst, zu gehorchen, so sollst du fremden wahrnehmen." —

Hinter ihn stellte ich mich, spuckte mir in die hohlen Hände, wand die Rute und ließ sie mit aller Macht hinpfeifen auf die mausgraue Kreatur. Diese hüpfte zuerst mit den Hinterbeinen empor, dann mit den Vorderfüßen, that eine Wendung, sprang in den Fluß und watete dann ruhig durch das Wasser hinüber ans andere Ufer. Dort stand sie, schüttelte von ihrem Leib das Wasser und schaute zu mir herüber — gerade als ob sie sagen wollte: „Damit du nicht glaubst, ich fürchte mich vor dem Wasser; du sollst nur wissen, daß ich prinzipiell über keine Brücke gehe!"

Ich hinwiederum springe prinzipiell nicht in den Fluß, sondern gehe über die Brücke. Also ging ich hinüber, und wir waren zusammen gute Kameraden. Anfangs stapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaschte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidekraut, das am Wege stand; endlich hub er an stehen zu bleiben und stehen zu bleiben. Mit guten Worten versuchte ich es, begann ihm seine neue Heimat zu schildern, das duftige Heu, das er fressen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Disteln, die am Raine wachsen, sagte ich nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Esel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Disteln spricht. Zwar heißt es, er fresse sie gern, doch ich machte keine Anspielung. Auch den Karren, an den ich ihn spannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verschwiegen, weil ich nicht glaube, daß diese Dinge ein wesentlicher Beweggrund gewesen wären.

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuspruch nichts, das Vieh wurde immer stutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieser Not bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide eine Rudel Schafe weidete. Anfangs sah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und sagte: „Schrecklich plagt ihr euch alle zwei. Du kannst dir's nicht anschicken, verstehst den Esel nicht. Der Esel ist ein praktischer Mann, der nicht alleweil so ins Ungewisse fortgehen mag. Er will wissen, wofür. Paß einmal auf, ich werde ihm ein Versprechen machen, das der Graue lieber glauben wird, als deine Redereien. Paß nur auf!"

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zusammen, befestigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein so an den Nacken und Kopf des Esels, daß das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Tieres baumelte. Früher als ich verstand diese Anstalt der Esel. Er hob sofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demselben Augenblick ging das Bündel in die Höhe. That der Esel ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu erlangen, allein das Bündel ließ sich nicht so leicht erwischen, schnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er schon gehen," sagte der alte Schäfer, und ich sagte zu mir: „Wenn mir das selber eingefallen wäre, ich müßte mich mein Lebtag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu thun."

Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hing ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm ging's nur nach dem Heubüschel und diesem eilte er nach, daß wir

schneller vorwärts kamen, als mir selber lieb war. Denn weil dieses verdammte Heu, das immer vor den Augen hin und her baumelte, nicht zu erreichen war, so fing der Esel endlich an zu laufen, sprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppierte über die Heide hin wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Esel mit dem Heu, ging's mir mit dem Esel, ich sah ihn vor mir und konnte ihn doch nicht einholen. Schließlich sah ich ihn auch nicht mehr, denn er war ins Gebüsch hineingefahren — und ich stand da ohne Esel und ohne Rock. Ersterer wäre zu ersetzen gewesen — einstweilen durch mich selber —, allein im Rocksack war meine Brieftasche, und diese konnte so leicht nicht ersetzt werden, denn sie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparkasse Bestimmtes.

Als ich nun so dastand — einsam auf Erden —, hub ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und scharf, half aber nicht viel oder eigentlich gar nichts. So versuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Esel zu kommen, ich kroch ins Gebüsch und suchte ihn. Im Strup, so meinte ich, wird er ja hängen, oder im Moor stecken, oder im Brombeergeschlinge liegen bleiben. Der Strup kam, zerkratzte mir das Gesicht, aber der Esel hing nicht; das Moor kam, ich versank in den Morast bis über die Waden, aber der Esel stak nicht; das Brombeerengeschlinge kam, zerfetzte mir die Hosen, aber der Esel lag nirgends herum. — „In dem Tiere steckt der Satan," anders konnte ich mir's auf natürliche Weise nicht erklären.

Es erklärte sich selbst. In einem Lärchendickicht stand er und fraß behaglich an dem Heubüschel, welches hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe sofort meinen

Rock vom Strick losgerissen, dann den Strick fest in die Hand gefaßt und folgendermaßen zum Grauen gesprochen: „Lieber Freund, ich sollte dich jetzt eigentlich totschlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdest du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du bist eine ganz vertrackte Bestie. Ich hab' dir's gut gemeint, wollte dich nicht ausnutzen gleich am ersten Tage, habe dir die Ehre erwiesen, neben dir gemütlich auf der Straße daherzuspazieren. Und du thust mir alles Schlechte und Niederträchtige an. Bei der ersten Brücke hast du mich vor den Leuten zu schanden gemacht, bei der zweiten Brücke hast du mich gefoppt, nachher bist du halsstarrig gewesen wie ein Stier, endlich bist du mir gar mit Rock und Geld davongelaufen wie ein Schelm. Daß es solchergestalt mit unserer Freundschaft aus ist, wirst du einsehen. In diesem Augenblick — das Heu hast du gefressen — trittst du deinen Dienst an. Wir haben noch ein gut Stück Weges, den wirst du für uns beide machen. Wollen doch sehen, wer von uns beiden über ist!"

Und damit schwang ich mich auf den Rücken des Esels, daß er schier einknickte unter meiner Last.

„Also vorwärts, Kreatur!"

Was geschah? Der Esel hub sachte an auszuschreiten, ernst und ruhig trabte er mit mir davon. Auf das Ergebenste ließ er sich leiten; zeigte sich sehr unterrichtet, schaute nicht nach rechts und links; er streckte seinen Kragen nach keinem Grasbüschel aus, er blieb nicht stehen, und er lief nicht, er trabte ernst und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegossen, er trug mich gemessen hinüber, zu einer Brücke kamen wir, da setzt's was, dachte ich, aber er zögerte keinen Augenblick, trabte ernst und ruhig über die

Brücke. In großer Eintracht ging die Strecke von sich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Sitzeldorf kamen.

Heute ist der Graue lange schon tot. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren, wie jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, daß der Esel ein gutes und nützliches Tier ist, wenn man ihn als Esel behandelt.

Torfmoor.

Von

Alexander Kielland.

Hoch über die Heide hin flog ein alter, vernünftiger Rabe.

Er wollte noch viele Meilen weiter westwärts, dicht an das Meeresufer, um ein Schweinsohr auszugraben, welches er in der guten Zeit dort vergraben hatte. Jetzt war es spät im Herbst und das Futter war knapp.

Wenn ein Rabe kommt — sagt Vater Brehm —, so braucht man sich nur umzusehen, um auch den anderen zu entdecken.

Aber man konnte lange und scharf nach der Seite hinsehen, von wo der alte, vernünftige Rabe geflogen kam — er war und blieb allein. Und ohne sich um irgend etwas zu kümmern, glitt er auf den starken, kohlschwarzen Flügeln durch die dicke Regenluft dahin, geradeswegs nach Westen steuernd, ohne einen Laut von sich zu geben.

Aber wie er so langsam und bedenklich dahinflog, folgten die scharfen Augen der Landschaft dort unten, und der alte Vogel ärgerte sich.

Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers aus: Alexander Kielland, Neue Novelletten, Nr. 2134 der Universalbibl. von Ph. Reclam jr., Leipzig.

Von Jahr zu Jahr wurden der grünen und gelben Streifen da unten mehrere und größere; Stück auf Stück schnitten sie aus dem Heideland heraus; dann entstanden kleine Häuser mit roten Ziegeldächern, niedrigen Schornsteinen und dickem Torfrauch — überall Menschen und Menschenwerk!

Er erinnerte sich aus seiner Jugendzeit — das mochten nun wohl schon einige Winter her sein —, daß es hier grade Platz für einen tüchtigen Raben mit seiner Familie gegeben; lange, endlose Heidestrecken, junge Hasen und kleine Vögel massenweise, unten am Strande Eidergänse mit großen, schönen Eiern, — genug, so viele und verschiedenartige Delikatessen, wie man sich nur wünschen konnte.

Jetzt aber stand hier Haus an Haus, goldgelbe Ackerflächen und grüne Ebenen, und die Nahrung war so knapp, daß ein alter, ehrenwerter Rabe meilenweit fliegen mußte um eines lumpigen Schweineohres willen.

Die Menschen! — Ja, die Menschen! — Der alte Vogel kannte sie!

Er war unter Menschen groß geworden und noch dazu unter einigen der feinsten dieses Geschlechts. Auf dem großen Gutshofe ganz nahe der Stadt hatte er seine Kindheit und Jugend verlebt.

Aber jedesmal, wenn er jetzt über das Gut hinflog, stieg er hoch in die Luft empor, um nicht wiedererkannt zu werden. Denn wenn er unten im Garten eine Frauengestalt sah, so glaubte er, daß es das junge Fräulein mit gepudertem Haar und französischen Schleifen sei: und in Wirklichkeit war es doch ihre Tochter mit schneeweißen Locken und Witwenhaube!

Ob es ihm bei den feinen Leuten gut ergangen war? — nun — so, so — wie man es nehmen will. Futter im Ueberfluß und viel zu lernen; aber es war doch immer Gefangenschaft; während der ersten Jahre mit verschnittenem linken Flügel und später auf „parole d'honneur", wie der alte Herr zu sagen pflegte.

Und dieses Ehrenwort hatte er gebrochen, und es war an einem glückselig wonnigen Frühlingsmorgen geschehen — als ein junges, strahlend schwarzes Rabenweibchen über den Garten fortflog.

Einige Zeit darauf — es mochte wohl um etliche Winter später sein —, kam er zurück auf den Gutshof. Aber mehrere fremde Knaben warfen mit Steinen nach ihm; der alte Herr und das junge Fräulein waren nicht zu Hause.

„Sie sind gewiß in der Stadt," dachte der Rabe und kam nach einiger Zeit wieder. Aber man bereitete ihm accurat denselben Empfang.

Da fühlte sich der alte, ehrenwerte Vogel — denn inzwischen war er in der That alt geworden — beleidigt und jetzt flog er hoch über das Haus fort. Er wollte jetzt nichts mehr mit den Menschen zu schaffen haben, und der alte Herr und das junge Fräulein konnten so lange wie sie wollten nach ihm aussehen — und das thaten sie —, davon war er fest überzeugt.

Und alles, was er gelernt hatte, vergaß er; sowohl die schweren, französischen Wörter, welche er drinnen im Salon von dem jungen Fräulein gelernt hatte, wie die ungleich leichteren Kraftausdrücke, welche er sich draußen in der Gesindestube auf eigene Faust angeeignet hatte.

Nur zwei menschliche Laute blieben in seiner Er-

innerung haften, als die Extreme seiner dahingeschwundenen Gelehrtheit. Wenn er in wirklich guter Laune war, kam es vor, daß er sagte: „Bonjour — Madame!“ Aber wenn er zornig wurde, schrie er: „Hol dich der Teufel!“

Hurtig und sicher glitt er durch die dicke Regenluft; in der Ferne konnte er schon den weißen Kranz der Brandung an der Küste entlang sehen.

Da wurde er plötzlich aufmerksam auf eine große, schwarze Fläche, welche sich dort unten ausbreitete. Es war ein Torfmoor.

Die Bauerngehöfte lagen im Kreise umher auf den Anhöhen; aber auf der niedrigen Ebene — sie war gewiß eine Meile lang — gab es keine Menschenspur; nur ein paar Torfhaufen am Rande, schwarze Hügelchen und blinkende Wasserlachen dazwischen.

„Bonjour, Madame!“ rief der alte Rabe und begann in weiten Bogen das Torfmoor zu umkreisen. Es sah so gemütlich, so einladend aus, daß er sich langsam und vorsichtig niederließ und sich auf eine Baumwurzel mitten im Torfmoor setzte.

Hier war es ungefähr noch so wie in alten Tagen — öde und still.

Hier und dort, wo der Grund noch trocken war, wuchsen einzelne Binsen und ein wenig kurzes Heidekraut. Sonst war es nur feine, schwarze, verwitterte Erde — feucht und voll Wassertümpel; graue verrenkte Baumwurzeln stachen hervor, wirr und miteinander verflochten, wie ein knorriges Netz.

Der alte Rabe verstand gar wohl, was er sah. Hier hatten einmal Bäume gestanden, — das war jedoch schon vor seiner Zeit gewesen. —

Der Wald war fort, die Aeste, das Laub — alles war fort. Nur noch die Wurzeln waren da; tief unten in der weichen Masse von schwarzen Fasern und Wasser miteinander verwachsen.

Aber weiter konnte es mit der Veränderung nun auch nicht mehr kommen; so mußte es bleiben, und dies mußten die Menschen nun jedenfalls liegen lassen, wie es war!

Der alte Vogel richtete sich empor. Die Gehöfte lagen so weit fort; hier mitten in dem unbegrenzten Moor war es so heimlich sicher. Einiges von dem Alten mußten sie doch in Frieden lassen! Er glättete die glänzenden, schwarzen Federn und sagte mehreremal: „Bonjour, Madame! — Bonjour — Madame!“

Aber jetzt kamen von dem nächstgelegenen Hofe einige Männer mit Pferd und Karren herab; zwei kleine Knaben liefen hinterher. Sie fuhren auf einem krummen Wege zwischen den kleinen Hügeln entlang, aber gerade auf das Moor hinauf.

„Sie werden bald stillhalten“ — dachte der Rabe.

Aber sie kamen immer näher; unruhig drehte der alte Vogel den Kopf hin und her. Es war doch wunderlich, wie weit sich die Leute hinauswagten!

Endlich blieben sie stehen, und die Männer griffen zu den Spaten und Aexten. Der Rabe konnte sehen, daß sie mit einer großen, schweren Baumwurzel zu thun hatten, welche sie loshaben wollten.

„Dessen müssen sie bald müde werden,“ dachte der Rabe.

Aber sie wurden nicht müde; sie hieben mit ihren Aexten — es waren die schärfsten, welche der Rabe jemals gesehen, — sie gruben und zogen und zerrten, und schließlich

gelang es ihnen wirklich, den schweren Stamm auf die Seite zu wälzen, so daß das ganze starke Wurzelwerk in die Luft hineinragte.

Die kleinen Burschen waren es müde geworden, Kanäle zwischen den Wasserlachen zu graben. „Sieh doch die große Krähe da drüben," — sagte der eine. —

Sie versahen sich mit einer ganzen Menge Steine und schlichen dann zwischen den kleinen Erdhügeln vorwärts.

Aber der Rabe sah sie sehr wohl. Doch er hatte schon schlimmeres gesehen!

Also auch hier draußen auf dem Torfmoor gab es weder Frieden noch Sicherheit für das Alte. Jetzt hatte er also gesehen, daß sogar die grauen Baumwurzeln, die älter waren als der älteste Rabe und so fest mit dem tiefen, unbegrenzten Moor verwachsen — daß selbst diese den scharfen Aexten weichen mußten.

Und als die schlimmen Buben gerade so nahe waren, daß sie werfen wollten, da hob er sich auf seine schweren Flügel und flog empor.

Als er jedoch in die Lüfte stieg und auf die mühselig arbeitenden Männer und die dummen Jungen herabsah, die dastanden und ihm mit einem Stein in jeder Hand nachgafften, da stieg der Zorn in dem alten Ehrenvogel auf.

Wie ein Adler schoß er auf die Knaben herab und während er ihnen seine großen Flügel um die Ohren schlug, schrie er mit furchtbarer Stimme: „Hol dich der Teufel! hol dich der Teufel!"

Die Knaben stießen einen Schrei aus und warfen sich zu Boden. Als sie einige Augenblicke darauf wieder aufzublicken wagten, war es still und öde um sie herum; —

in weiter Ferne flog ein einsamer, schwarzer Vogel gen Westen!

Aber als sie schon erwachsene Männer waren, — ja, bis zu ihrem Todestage bewahrten sie sich die feste Ueberzeugung, daß der Teufel sich ihnen draußen auf dem Schwarzmoor in Gestalt eines übermäßig großen, schwarzen Vogels mit Feueraugen offenbart habe.

Und es war doch nur ein ehrlicher, alter Rabe gewesen, der westwärts flog, um ein Schweinsohr auszugraben, das er versteckt hatte.

Lange Kriegsfuhr.

Von

Johann Peter Hebel.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Torniſter führen und Offizierskiſten und Weibsleute. Der Meiſter ſagte: „Komm bald wieder heim, Jobbi!“ Der Jobbi dachte: „An mir ſoll's nicht fehlen.“ Die Meiſterin weinte und lamentierte, aber ein ſchwediſcher Korporal ſagte: „Man wird Roß nicht freſſen. Tartar frißt Roß.“ Indeſſen ging die erſte Tagesſtation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenburg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald.

Dem armen Jobbi, ſo hoch droben bei den Wolken, war ſchon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebiſſen, aber noch lieber in den Hafer. Und unter allen vieren klagte der Jobbi am meiſten ſeinem Lieblingsroß, dem Jockli, daß er ſchon in ſeinen beſten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half

alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein ins Schwabenland, und hinter sich und für sich, und aus so vielen Tagen wurden so viele Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freie.

Die österreichischen Vorposten riefen ihn an: „Wer da?" — „Gut Freund." — „Wer ist gut Freund?" — „Der Jobbi von da und da." — „Bassamallergi," sagte der Korporal, „bist du Jobbi von da und da?"

Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: „Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen?" Da dachte der Jobbi: „Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen anderen Zug gekauft. Findet mich der Schwed, so gehts zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die österreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und niemand bückte sich danach. Denn der österreichische Krieg hat Geld, also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Preßburg hinein im Ungerland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld.

Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem anderen, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus, Berg auf und ab, durch dick und

dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und die Meisterin daheim, und wie er auch einmal wieder zurück wolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm ergangen ist bei den Schweden.

Eines Tages, als schon alle Kanonen am Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versaust hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen, und der Wirt richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He, nichts," sagte sie, „ich hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heute jährt sich's wieder." — „Es wird sich noch vielmal jähren," sagte der Mann. „Gottlob, daß wieder Ruhe im Lande ist."

Indem tritt der Hausknecht herein und sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marketender, und hat auch ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: ‚An diesem Platz bin ich der Meister;' drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden?" Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: „Gemach!" — Der Wirt fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt." — „Eine Halbe will ich," sagte der Ungar, „von Eurem Besten, und zwei Gläser. — Das ist nicht von Eurem Besten," sagte er nachher. „Von dem Kreuzacher will ich, im hinteren Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Katz drauf sitzt." Der Wirt sagt: „Woher wißt Ihr,

was ich für Wein im Keller habe?" Der Ungar sagt: „Von Eurem Knecht, dem Jobbi," und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern griff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart. „Ich bin ja der alte Jobbi," sagte der vermeinte Ungar, „war einmal bei Euch" — aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei — „und den Jockli hab' ich auch wieder mitgebracht," sagte der Jobbi, „die anderen sind neu."

Jetzt ging's an ein Bewillkommnen und an ein Fragen, der Wirt rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrieen vor dem fremden Bart, und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen."

Darauf brachte der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Thaler und Kremmnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dies ist Euer Geld," sagte der Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn und für den Jockli den Ruhestand." Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein, und zwar das älteste." Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen,

wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich wie ich bin," und ging mit einem Mund voll Brot hinaus, um nach den Pferden zu sehen und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weggewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Basler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Zu Straßburg auf der Schanz...

Von

Peter Rosegger.

Schon zur Sommerszeit war die Hütte kaum zu finden. Von der Hochsandalm aus sah man über das Gewände eine scharfe Runse niedergehen, als ob der Berg dort einen Sprung hätte. Wer die Schroffen hinanstieg, der sah, daß in dieser Runse ein kleiner grüner Grasboden lag, fast eben, mit einigen alten, sturmzerzausten Fichten bestanden. Und unter diesen Fichten lag halb in den Boden eingesunken die Halterhütte. Man nennt die Gegend das Hundsthor.

Nun im Winter war zudem noch alles eingehüllt in Schnee und Nebel. Und zur Stunde auch in Nacht. Da durften sich die beiden Gesellen schon auseinanderthun in der Hütte und das Herdfeuer anmachen. Jetzt konnte sie der aufsteigende Rauch nicht verraten. Der Kleine, ein rotbärtiger Glatzkopf, weidete eine Gemse aus; der andere, ein schlanker hagerer Mensch mit langem, schütterem Schwarzbartanflug im blassen Gesicht, warf Schnee in einen Holzzuber und stellte ihn auf den Herd, damit Wasser werde.

Peter Rosegger: Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Reclam's Universalbibl. Nr. 4000.

Die beiden Männer sahen an Gewand und Körper so verkommen und bedenklich aus, daß man ihnen die Wahl dieses unwirtlichen Aufenthaltes gern glaubte. Der Rotbärtige hatte eine lange, verschlissene Lodenkutte über die vergilbten Leinwandlappen gehüllt. Der hagere Schwarze hatte einen Mantel um, aus grauem Tuch, mit schwarzen Aufschlägen und großen Messingknöpfen. Und auf dem Kopfe eine graue Holzmütze. Die Aufschläge waren ursprünglich gelb gewesen, aber mit Kohlenruß schwarz gemacht worden. Die Knöpfe waren schon so sehr verblindet, daß man ihnen die militärische Herkunft nicht mehr ansah.

„Du, Fölzl," sagte der Rote mit einer schier zarten Fistelstimme, „nächst Jahr kommt die Fastenzeit früher!"

„So!" sagte der andere, dieweilen er Zirmäste in das Feuer warf, daß die Funken bis ins Gebälk aufsprangen.

„Ja, Fölzl, wir müssen sparsam sein. Das ist die letzte." Er meinte die Gemse. „Der Wildl kommt nicht mehr, weil er kein Geld kriegt, das Pulver ist verpufft und ich soll des Hungers sterben, deinetweg, Geizhals du, verdächtiger! Oder willst mich lebendig braten, weil du das Feuer so ins Dach jagst?"

„Die Hütten soll niederbrennen," sagte der Fölzl mißmutig. Mir wär' es schon am liebsten, meiner Seel'. Tot möcht' ich sein. Oder — wieder einmal Leut' sehen."

„Da steht einer!" so der andere und stellte sich mit ausgespreiteten Beinen vor ihn hin.

„Ist noch eine Frage, ob du wirklich ein Mensch bist."

„Bis da herauf kann ich dafür gutstehen," sagte der Rote und legte die Hände an die Kniee.

„Hörst, Rückli, wenn du weiter hinauf ein Vieh bist . . ."

„Sprich dich aus, sprich dich aus. Wird schon richtig sein, was du dir denkst."

„Ich mag dich nicht mehr. Jetzt, wenn Weihnachten kommen, gehe ich hinab ins Thal. Will doch endlich wieder einmal — weißt, Rückli — mich plangt's immer einmal nach einer Kirchenglocke."

„Und mir nach einem Wirtshaus. Ja, Fölzl, wir gehen miteinand. Aber nimm deinen Geldsack mit, daß man dich unterwegs berauben kann."

„Deine Späße sind ranzig," sagte der Schwarze im Soldatenmantel. „Du weißt, daß ich den letzten Thaler nicht hergebe. Er ist meiner Mutter Taufthaler."

Der Rückli hielt die baumrindenfarbigen Hände über den Bauch zusammen und sagte zärtlich: „Der Taufthaler, der von Muttern! Eine Freude, was du für ein frommes Kind bist! Und unschuldig wie die Engel! Nur daß du dich vor den Gendarmen fürchtest, macht dich noch liebenswürdig."

„Fürchtest du sie nicht, Schweizer?" sagte der Fölzl und goß den aufgelösten Schnee in eine rostige Pfanne, die er ans Feuer that.

Der andere zerstückte mit einem Taschenfeitel das Wild und warf die Stücke vor die Thür auf Eis.

„Ich mich fürchten! Lächerlich! Wegen Verheimlichung gefundener Sachen. Wenn man auf dem freien Feld Kartoffeln und Kohlköpfe findet, hetzen sie gleich die Polizei wie auf einen Dieb!"

„Du hast mir doch erzählt, daß du vom Bahnhof den Postbeutel gestohlen hättest!"

„Gestohlen hättest —! Grober Flegel! Weil ich gemeint hab', es könnt' ein Brief für mich dabei sein. Nichts

Ordentliches drin gefunden, habe ich den Beutel redlicherweise auf die Straße geworfen, wo ihn jeder Postknecht aufheben kann."

„Besser bist dran wie ich," bemerkte der Fölzl, während er getrocknete Pilze in das Wasser warf. „Mich, wenn sie derwischen, bringen sie bloß ein bissel um."

„Geh, Prahler!"

„In allem Ernst. Weil es schon das dritte Mal ist."

„Das dritte Mal, sagst?"

„Daß ich ihnen durchgegangen bin."

„Also hast dich schon ein paarmal einfangen lassen? Dummer Kerl!"

Der Schwarze schwieg und rührte mit einem Aststrunk die Schwämme um im kochenden Wasser. Der andere stutzte ein wenig, dann sprach er in betrübtem Tone: „Jetzt bist schon wieder beleidigt. Dummer Kerl, das sagt man doch nur zu seinem besten Freund. Ich kann ja auch Euer Wohlgeboren sagen. Bin ja ein verbindlicher Mensch — ein gelernter Seiler. Und du mußt nicht vergessen, wie christlich ich dich liebe seit Allerheiligen, wo ich dich in dieses mein Schloß aufgenommen und an meine Tafel gezogen habe."

„Weil du selber nicht kochen kannst."

„Kochen kannst, ich bitt' dich! Mach dich jetzt nicht noch wichtig. Mit deiner Hausfrauenwürde! Die Pilze primseln ja doch schon wieder, weil du zu wenig Wasser in der Pfanne hast. Na doch, wir wollen keinen ehelichen Zwist aufführen. Geh, Fölzl, sei wieder gut und erzähle mir, wieso du zweimal ein dummer Kerl gewesen bist, Eure Excellenz!"

Nun teilte der Schwarze einiges mit. „Das erste Mal zu Graz, wie ich heim will, da haben sie mich nach

ein paar Stunden schon erwischt, unterwegs bei Köflach. Eine Woche Stockhaus. Das zweite Mal voriges Jahr im Krieg. Auf dem Rückzug von Königgrätz denke ich mir: Die schönste Gelegenheit — ohne Urlaub heimzu, ins Gebirg. Kein Hahn kräht danach. Glücklich über Linz her. Da hat mich ein Weibsbild verraten. Ja, ein Weibsbild. Weil ich mir von einer anderen das Essen hab' in die Höhle tragen lassen. Dazumal, Freund, haben sie mich auf der Stell' wollen erschießen. Fahnenflucht. Als ob damals nicht — pfui Teufel, das primselt! — Das Salz ist auch aus."

„Schnupftabak in die Suppen! — Gelt, Herr Kaiserlicher! Fürstlich geht's her bei mir im Vergleich zur Soldatenmenasch!"

„Wie gut ist es mir ergangen gegen jetzt!" seufzte der Schwarze auf. „Und doch, doch hat's wieder müssen sein. — Wenn du noch einmal desertierst, hat er damals gesagt, der Hauptmann, dann wirst du erschossen ohne Pardon! — Ein halbes Jahr später bin ich halt wieder fort."

„Gelt, Fölzl, weil's lustiger ist in der Wildnis — ein Raubtier — wie bei den Kaiserlichen in der Kaserne, das gute Gewand, die Herrenkost all' Tag! Muß ganz abscheulich sein."

„Nicht! das nicht!"

„Also weswegen laufst denn allemal davon?"

„Rückli, das verstehst du nicht."

„Hätt' ich meinen Leibschaden nicht, mein Lieber!" zog der Rote jetzt auf. „Freiwillig zur Armee! Oberst könnt' ich sein! Anstatt Tagedieb. — Tagedieb, auf Ehre! Damit du siehst, ich kann eine Wahrheit vertragen. Bin überhaupt ein großartiger Charakter, muß ich dir gestehen.

Bloß schade, schätzbarster Freund, daß du ein so schäbiger Filz bist."

„Das Nachtmahl ist fertig!" verkündete der Fölzl und nahm aus der Wandritze ein paar breite Holzlöffel hervor. Sie kauerten sich an den Steinhaufen, Herd genannt, und verzehrten den Sud.

Draußen in den Felsen pfiff der Wind.

Am nächsten Tage war der Weihnachtsabend. Die beiden Flüchtlinge verhandelten miteinander. Sie wollten nach Oberklausen hinabgehen, ins Dorf. Der Fölzl war bereit, dem Rückli seinen Silberzehner zu geben, das einzige Geldstück, das er nebst dem Taufthaler noch besaß. Dafür mußte der Rote Mantel tauschen, so daß er den Soldatenrock und der Soldat den Lodenrock anzog. Zur größeren Sicherheit. Weiter bedingte der Fölzl sich aus, daß der andere sich nicht an seine Fersen hänge, sondern ihn allein gehen lasse. Für diesen Dienst wollte der Rote noch einen Zehner haben, der Schwarze zeigte ihm den leeren Lederbeutel.

„Pfui," rief der Rückli, „den Thaler in dem Hosensäckel, und den leeren Beutel aufzeigen! Na, gieb ihn her. Höhlerei, miserable! Sonst bleib' ich unterwegs bei dir, denn ich hab' dich viel zu gern, als daß ich dich allein gehen lassen mag ohne Vergütung! — Dann wirst mir morgen oder übermorgen doch wieder die Ehre erweisen da heroben in meiner Residenz. Ja, das ist schön von dir. Jetzo aber, Bruder, wollen wir uns zwei beide auf den Glanz zusammenrichten zur heiligen Weihnachtszeit."

Der Hirt hatte im Herbste wohl die Schafschere vergessen, die auf der Wandleiste lag. Mit dieser Schere schnitten sie nun einander die Bärte weg. Dann kam ein

großes Waschen mit Schnee. Nach dieser Verschönerung hatte der Rückli unter dem breiten Glatzschädel ein lächerlich kleines, krebsrotes Gesichtlein, eine winzige Stumpfnase drin und zwei Luchsaugen, die unerhört nahe aneinander standen. Der Fölzl hatte ein fast schönes, jugendliches Antlitz, nur eingefallen, die Wangen waren beim Scheuern mit Schnee rosig geworden. Die runden Augen aber blieben in ihrer Schwermut.

Dann sind sie hinabgegangen stundenweit ins Thal. Der Fölzl für sich allein, der hielt sich stets an die Wälder, und als er Oberklausen vor sich liegen sah, wartete er die Abenddämmerung ab, ehe er hinschlich zur Kirchhofsmauer.

Unterwegs hatte er die Gegend angesehen, daraufhin, ob es sich denn verlohne, so sehr Heimweh zu haben nach ihr. Draußen in der fremden Welt alleweil weh . . . alleweil weh nach daheim. Und ist man da, so ist's auch nichts. Keine Verwandten, keine Freunde mehr, nur das enge Thal und die hohen Berge, die nichts haben für unsereinen als die größte Entbehrung. Baum und Stein, alles so fühllos, mitleidslos, nicht anders wie draußen in der weiten Welt. Und doch anders! Was ist es denn? Du heiliger Gott, was ist es denn, daß ich euch so lieben muß, ihr finsteren, ihr harten, wilden Berge! Daß ich sterben muß, wenn ich euch nicht sehe! Und sehe ich euch, so seid ihr nichts als wüste Massen und habt weiter keinen Sinn. Und muß euch doch lieben, mehr als je einen Menschen, und muß euretwegen Ehr' und Leben verscherzen! . . .

So sind es seelenversengende Gedanken gewesen, die den armen Burschen gepeinigt haben, auf diesem Wege zur Christmette.

Aber die Kirche, in der er als Knabe an seiner Eltern Seite so oft gesessen! Die mitternächtige Weihnachtsfeier, die er in seligem Glauben an den eingebornen Gottessohn einst mitgenossen! — Er sehnt sich, diese Kirche wiederzusehen. Das Marienbild über dem Altare hatte immer Aehnlichkeit mit den Zügen seiner Mutter gehabt ...

Er möchte doch wieder einmal in Gemeinschaft gläubiger Menschen sein. Es ist so kalt, so öde — ausgestoßen zu sein. Ist es denn wirklich ein Verbrechen! Alles von sich zu schieben, nichts zu thun und nichts zu verlangen von Kaiser und Reich, als ein armes, kummervolles Leben im Gebirge! Und deswegen verfolgt, geächtet! —

Im blätterlosen Gestrüpp an der Mauer kauerte er. Das war nicht weit von der Stelle, wo seine Eltern ruhten. Die Füße grub er tief in den Schnee, daß sie nicht erfrieren konnten. — Friedsam war die Nacht. Die Sterne waren wie silberner Sand an den Himmel hingestreut. An den Berghängen die Lichter der Häuser, in denen heute niemand schlief, und solche Lichter auch glitten thalwärts und wieder bergwärts, der Kirche zu, die über dem Dorfe auf dem Hügel stand. Nahe an ihm gingen sie vorüber, und die hohen schmalen Kirchenfenster bekamen allmählich den rosigen Schein, der sich zu einer lichten Glut steigerte, weil drinnen schon die Hunderte von Kerzen brannten. Leise und in hoher Feier begann das Tönen der Orgel.

Dem armen Flüchtling wurde warm in der Brust. Fast fühlte er es wie eine Sättigung in der Heimatsuche. Es war nicht so, wie oben in der verlassenen Hütte. Hier schien es sich wirklich zu lohnen, daß er da war. Nur hätte er sich nicht fragen dürfen, warum? Denn eigentlich zitterte er vor Frost. Denn eigentlich war er nichts als ein Wicht,

der kein Anrecht hat an Heimat und Gemeinde. — Und doch will er jetzt hineingehen, ganz hinten im dunklen Turmgewölbe. — Da drinnen, wo der Vater einst georgelt, die Mutter gesungen hat, ist er so recht ganz daheim ...

Jetzt siffelt etwas über den Schneeboden heran, an der Mauer hin und zischelte beständig: „Fölzl-Bruder!" Das war der Rückli. Der Flüchtling hüstelte.

„Ah, da bist ja," sagte der Rote, „aber daß du dir nichts einbildest! Es ist schon wieder Nachfrage nach dir. In aller Wahrheit, die Einhörner sind unten im Wirtshaus. Nur zwei. Mich haben sie wollen beehren, weil ihnen der Rock bekannt vorkam. Nur hat ihnen der alte Lump nicht gefallen, der drin steckt. Dich wollen sie haben und meinen, herfürgegangen könntest du sein, auf die Weihnachten. Solche Nasen! Sie kommen zur Kirche her, das hab' ich dir stecken wollen. Guten Abend!"

In die Kirche also nicht, das wäre heute ein zu gefährlicher Ort. — Da trachtete der Flüchtling nach einem besseren Versteck. In einem Winkel des Kirchhofes war das Beinhaus. Es war halb verschüttet, verschneit und mit Struppwerk umgeben. Zwischen dem Wust guckte das schwarze Loch einer Wölbung hervor. Da hinein kroch der Fölzl, aber es war ein ungutes Kauern auf den harten Knochen und Totenschädeln und fiel es ihm noch ein, wenn die Häscher kämen, mit diesen Sachen könnte er sie bombardieren.

Nein. Auf Totenschädeln kann sich der Mensch doch wohl im Frieden niederlassen. Das ist auch ein Daheim, ein sicheres. Und von solcher Schädelstätte aus sah er durchs Kirchenfenster gerade die vergoldete Statue des heiligen Apostels Paulus, die er als Knabe so oft betrachtet

und von der ihm sein Vater, der Schullehrer, gesagt hatte, es wäre das Bild des großen Weltapostels. Der hatte das Schwert und stützte sich darauf. Als ob das Christentum mit dem Schwerte ausgebreitet werden müßte. Das ist ja nicht, das darf ja nicht sein! Vielmehr ist es, daß die Apostel des Heiles durch das Schwert umkommen. Wunderliche Welt! —

Aus solchem Brüten weckte ihn der Festgesang: „Stil—le Nacht! — Hei—li—ge Nacht!“ ... Mit zarter Violinbegleitung sang es auf dem Chor eine Frauenstimme. Eine Stimme, die ... Was ist denn das? Diese traute, süße Stimme? — Das ist die Mutter! Das ist die Mutter! — In glühender Erregung aufsprang der Bursche, daß die Knochen kollerten, und mit wenigen Sätzen war er am Kirchenthor.

Dort standen sie. Der eine faßte ihn am Arm, der andere leuchtete ihm mit einem Streichholz ins Gesicht.

„Ich glaube, er ist es,“ sagte der Gendarm.

„Wollen Sie uns Ihren Namen sagen?“

„Der Rechte wird's schon sein,“ antwortete der Flüchtling in trüber Gelassenheit.

Jetzt haben sie ihn mit dem Stahlkettlein geschlossen. Er hatte die Hände gleich selbst dazu gekreuzt, er war ja schon Sachkundiger darin.

„Meine Herren!“ sagte er, „machet euch die Mühe kurz. Ihr wißt, was mit mir jetzt geschehen wird. Mir ist es recht, nur daheim — daheim machen wir's ab. Da gleich hinter der Mauer. Ich bitte drum! Ich bitte drum!“

„Was wollen Sie? Keine Umstände jetzt. Wir marschieren ab.“

Da hub der arme Bursche an, gar sonderbar zu reden.

„Nicht wahr, ihr guten Herren," sagte er, dieweilen sie selbander schon hinabschritten die Kirchtreppe, in kalter Sternennacht, „aus diesen schönen Gewehren habt ihr schon immer einmal einen Schuß gethan, der dem nicht gut ist gewesen, den er getroffen? Habt ihr keinen barmherzigen im Rohr? Schenket mir ihn! Seid gut, seid gut. Schenket mir ihn! Nur daß ich — daheim kann schlafen. — Ihr dürft nicht?"

„Lassen Sie derlei Späße. Marsch!"

„Ihr dürft nicht? — Na gut. Dann weiß ich ein Mittel, daß ihr dürft."

Kaum die letzten Worte gesprochen, machte er einen weiten Sprung die letzten Stufen hinab, und in großen Sätzen über das blinkende Schneefeld dahin.

„Halt! — Halt! — Halt!"

Er hielt nicht, da knallte der Schuß.

— — — — — — — — — — — — —

Der Gendarm hatte sich schwer zu rechtfertigen. Er hatte schlecht getroffen. Nach dem Bein hatte er gezielt, den Hals hatte er durchbohrt.

Im halbverfallenen Gewölbe, auf den Knochen, von da aus er vorhin in Erinnerung an seine selige Kindheit die Christmette mitbegangen hatte, lag jetzt sein kalter Leib.

In der Morgendämmerung des Christtages stand der Strolch sinnend davor und erwog, in welcher der Taschen wohl der Taufthaler stecken mochte. Endlich wendete er sich ab, schüttelte den Kopf und gixte bei sich: „Nein, dieses Geschäft wär' mir denn doch zu lumpig."

Sein Geld will er haben.

Von

Peter Rosegger.

In einem nebelgrauen Märztage war's im Jahre des Heils 1811. Der Stockbattner wirkte in seiner Gerätehütte umher und besserte Pflug und Egge aus. Denn es kam die Zeit zum Ackern. Der Stockbattner war noch ein junger Mann, der die Tabakspfeife, wenn das Feuer ausgegangen war, nicht noch im Munde baumeln ließ, sondern sie weglegte und sich nicht sobald Zeit nahm, sie wieder anzuzünden. Er hatte vor kurzem erst den Bauernhof übernehmen müssen; sein rüstiger Bruder war schon früher zu einem Nachbarn als Knecht gezogen, um sich Geld zu verdienen; sein altes, mühseliges Elternpaar war bis zum letzten Ende im Hause geblieben — also hieß es jetzt tapfer anschieben, um die Wirtschaft zur Not im Gange zu halten.

Dem Pfluge fehlte ein Sech, er stemmte es ein; dem Rade mangelte ein Reifen, er schlug ihn an; der Egge gingen etliche Zähne ab, er setzte sie ein — der Ungeschicktesten war er keiner, gab es Schmiede-, Wagner-

---

Abgedruckt mit Erlaubnis des Verfassers.

oder Zimmermannsarbeit, er wußte anzugreifen und nachzuhelfen. Natürlich, wenn wir die auf dem Hofe liegenden Schulden tilgen sollen, wenn wir die Gebäude ausflicken und die Grundstücke in bessere Tragfähigkeit bringen müssen, wenn wir am Ende gar noch heiraten wollen, da muß man wohl überall nach dem Rechten sehen und Bescheid wissen.

„Mir scheint, du hast mit dem Werkzeug dein G'frött," redete den Bauer jemand an. Er schaute von seiner gebückten Stellung auf, stand sein Bruder Jakob hinter ihm.

„Ah, du bist es," lachte der Stockbattner, „hab' mir schon nicht denken können, wer heut dahersteigen kummt. Ja freilich hab' ich mein G'frött; es ist hübsch alles zerlempert umundum und wenn das Werkzeug nichts nutz ist, wird die Arbeit auch nichts nutz. Weißt eh, wie's geht."

„Wenigstens ist jetzt alles dein," sagte der Jakob.

„Wär schon recht, wenn ich erst einmal die Schulden weggezahlt hätte. Willst nicht ein bissel in die Stuben hineingehen und abrasten, Bruder? Mit einem Glasel Schnaps kann ich dir aufwarten. Sonst bring ich halt nichts für. Wenn die Hauswirtin fehlt, weißt eh."

„Schnaps mag ich alleweil," beschied der Jakob, und sie gingen ins Haus, wo der Bauer den Bruder mit Zwetschgenbranntwein und Schwarzbrot bewirtete. Der Jakob schnitt sich vom Brotlaib ein großes Stück ab, machte in diesem dann mit seinem Taschenmesser mehrere Querschnitte, um es solchergestalt brockenweise in den Mund stecken zu können.

„Hast kein Speck dazu?" fragte er.

„Der tausend ja, Speck, ei freilich. Bin wohl schlechter Hauswirt, ich, daß ich nicht daran denk: Mußt mir's

schon nicht für übel halten." Damit beeilte sich der Stockbattner, aus einem rußigen Küchenkasten das Gewünschte hervorzuholen. „Laß dir's nur schmecken, Bruder. Mich gefreut's. Weißt eh, daß es mich allemal gefreut."

Und als der Bruder Jakob sich tapfer geatzt hatte, das Taschenmesser zuklappte und den Mund mit der breiten Hand abwischte, pfiff er dem Bauer ein Liedel ins Gesicht und sagte hierauf gemütlich: „Weißt, warum ich da bin? Was glaubst?"

„Das Heimatshaus sucht der Mensch gern manchmal auf. Ist auch recht."

„Hau, das Heimatshaus!" lachte der Jakob. „Bin ja doch fremd, seit du darauf sitzest."

„Aber Bruder!"

„Bin ja hinausgebissen worden."

„Aber Bruder Jakob! Du hättest ihn doch haben können, den Hof, hast ihn nicht genommen, hab' halt ich mich müssen dranmachen, daß er nicht in fremde Hände kommt. Weißt eh."

„Ist gut," brummte der Jakob mit einer unwilligen Handbewegung. „Wir wollen nicht streitend werden. Ich bin nur da, Bruder, um dir zu sagen, daß ich mein Geld haben will."

Der Stockbattner schaute ihm eine Weile forschend ins Gesicht. „Das wird doch nicht dein Ernst sein."

„Ich will mein Geld haben."

„Wärst aber nicht gescheit, Bruder! Ja, zu was brauchst es denn auf einmal?"

„Das ist mein Sach! Ich wart' nimmer zu."

„Um Gottes-Christi Willen, woher sollt' ich jetzt auf der Stell' fünfhundert Gulden nehmen?"

„Fünfhundertachti, mein Lieber! Schenken thu' ich dir keinen Kreuzer. Lieber einem wildfremden Menschen wie dir."

„Und um mir das zu sagen, hast dir die Gurgel mit Speck einschmieren müssen?"

„Wenn du mir das Stückel Speck neidest — soll dir vergütet werden."

„Ach nicht so, nicht so, Bruder. Wer wird so was denken! Ist dir wohl vergunnt. Nur mit der Forderung thu' mir noch ein bissel warten, ich bitt' dich gar schön. Woher sollt' ich's nur nehmen? die Ochsen sind noch nicht feist. Hafer verkaufen kann ich erst im Herbst, weißt eh. Die vielen schlechten Jahre her — in der Franzosenzeit. Die schreckbaren Abgaben alleweil, es ist hart hausen. Die Leich' von Vater und Mutter, die wir so schnell nacheinand' verloren, haben auch was gekostet."

„Hau, soll ich, der arme Bauernknecht, die Alten noch ins Grab zahlen, meinst?"

„Aber Jessas, wer redet denn von so was!"

„Wo ich eh verkürzt genug bin worden!"

Nach einem Weilchen versetzte der Stockbattner: „Sei doch nicht gar so harb, Jakob. Ich will gern mit dir tauschen, und ich will dir nachwarten mit dem, was nachher ich von dir zu kriegen hätt'."

„Was nutzt die Rederei!" unterbrach der Jakob, „ich will mein Geld haben, in acht Tagen will ich's haben, sonst wirst sehen, was geschieht."

Damit goß er noch ein Gläschen Schnaps in seine Gurgel, stand auf und ging fort.

Der Stockbattner trottete wieder hinaus zu seinem Pfluge und arbeitete gelassen wie vorher daran herum

Am Abende aber, als es dunkel wurde und das Gesinde in der großen Stube herumsaß und auf das Nachtmahl wartete, welches eine alte Magd in der rauchigen Küche zusammenthat, ging der Bauer hinab in den Thorhof. Im Vorhause dieses Hofes, bei einem Kerzenlichte, that die saubere Haustochter Mali Leinwand glätten. Die übrigen Hausbewohner waren in Stuben, Kammern und Ställen zerstreut und kümmerten sich nicht drum, daß der Stockbattner neben dem bügelnden Dirndl saß und mit ihm plauderte. Das geschah ja oft, daß die so plauderten, und ist auch weiter kein Geheimnis, daß die zwei zusammenhalten.

„Ja, so geht's," hatte der Stockbattner angefangen, „immer einmal ist es schwer, Mensch zu sein."

„Was hat's denn?" fragte das Mädchen teilnehmend.

„Jetzt kann's erst sein, daß alles miteinander nichts wird, was wir uns so fein ausgedacht haben, allzwei. Weißt eh."

Sie ließ das Bügeleisen stehen auf einem Fleck, und schier zu lang. „Schrecken thust einen, Seppel!" hauchte sie, da hatte das Linnen schon eine leicht versengte Stelle.

„Mein Bruder ist heut bei mir gewesen."

„Der Jakob?"

„Ja, der Jakob."

„Ist's dem leicht nicht recht — unsertwegen!"

„Ah, davon hat er nichts gesagt. Sein Geld will er haben."

„So gieb ihm's."

„Jesses, Mädel, wenn ich's nicht hab'. Ich müßt' rein ein Grundstück verkaufen oder sonst was, aber der Stockbattnerhof hat nichts übrig, weißt eh. Und hat ja nichts einen Wert jetzt."

„Grundstück darfst keins verkaufen und sonst auch nichts, wenn nichts übrig ist und nichts einen Wert hat."

„Aber woher nehm' ich das Geld?"

„Ja, mein Mensch, das weiß ich halt auch nicht."

„Wenn er mir nur wenigstens bis Pfingsten warten thät', nachher hätt' ich vielleicht ein paar Ochsen — klecken aber nichts."

„So geh, schau, bitt ihn halt noch einmal, daß er dir bis Pfingsten warten thut; das Paar Ochsen, kleckt es nicht viel, so kleckt es ein bissel, und das übrige zahlst ihm im Herbst."

„Und sonst —" sagte der Stockbattner scheinbar zerstreut, „sonst kannst mir keinen Rat geben?"

„Wenn mein Vater was hätt', der wollt' dir's gewiß gern leihen, aber er hat halt auch kein Bargeld. Das Geld ist halt frei so viel klug (spärlich)."

Mit solchem Bescheide stieg der Bauer wieder sachte hinan zu seinem Hof. Er dachte hin, und er dachte her, was da zu machen wäre, aber es fiel ihm nichts ein.

Am nächsten Tage war Sonntag. Nach dem Gottesdienst lud der Stockbattner seinen Bruder Jakob ein auf eine Halbe Wein beim „Adler". Der Bruder ließ sich nicht lange bitten, that dem Glase wacker Bescheid und bemerkte noch, zu einem so guten Wein gehöre auch ein guter Rostbraten.

„Haben sollst ihn, Jakob!" rief der Bauer und hieb ihm launig die Hand auf die Achsel. „G'freuen thut's mich, wenn du mir's nicht verschmähst. Wir sind unser zwei einzige Brüder, wir müssen schön zusammenhalten, gelt!"

„Ei freilich!" meinte der Jakob und machte sich an den Braten.

Später, beim Auseinandergehen, als der Stockbattner schon dachte: Gottlob, heut sagt er nichts davon, hat sich's doch überlegt! — that der Jakob plötzlich noch einen Schritt zurück und sagte: „Richtig, daß ich nicht vergeß, Stockbattner. Am fünfzehnten März muß ich nach Schierbach zum Notar von wegen meiner G'schrift. Wenn du mir bishin mein Geld nicht fürbringst, so übergeb' ich gleich auf eins die ganze Schuld dem Notar."

„Klagen gehen willst mich?" fragte der Bauer.

„Der Notar wird nicht viel Geschichten machen, der laßt dich pfänden." Also der Jakob, wendete sich weghin, und der Stockbattner stand allein da mit einem langen Gesichte und beklagte fast noch mehr den Wein und den Rostbraten, als die fünfhundert Gulden. Von diesen war er bloß neugierig, wie es der Notar angehen würde, ihrer habhaft zu werden.

Als der Bauer demnächst wieder mit der Mali plauderte, sagte er sehr leise: „Wir halten auch auf weiterhin noch zusamm, gelt, Dirndel?"

Sie schaute ihn an. „Wesweg sollten wir denn nicht zusammenhalten — wo wir uns doch versprochen haben!"

„Na, ist recht. Ich hab' nur gemeint, weil's mit dem Heiraten nichts ist."

„Du, sei so gut!" begehrte die Thorhofertochter auf.

„Du kriegst leicht einen andern . . ." murmelte der Stockbattner betrübt.

„Ja, wart a bissel, ich werd' ein' andern nehmen!" lachte sie laut auf, ohne daß ihr der Mund viel auseinanderging. „Ich will deine Stockbattnerin werden, verstehst? Ich laß mich nimmer abschütteln. Schau du, das wär' kamod, ein ganzes Jahr gernhaben und nachher ins Winkelt

stellen wie einen Strohschneidstock, wenn der Sommer kommt! Bübel, zum Auseinandergehen müssen zwei sein. Ich geh' nicht auseinander, daß du's nur weißt!"

„Ja mein, du, ich auch nicht. Aber wenn ich halt den Stockbattnerhof verkaufen muß! dem erstbesten verkaufen, bietet er, was er will, dafür. Weißt eh, mein Bruder giebt nicht nach."

„Will der noch alleweil sein Geld haben?"

„Sicherlich, so lang bis er's hat. Am fünfzehnten März geht er mich klagen und laßt er mich pfänden. Nachher kann ich gehen vom Haus, wie die Dirn vom Tanz."

Die Mali rang über ihrem Magen die Hände: „Das ist doch ein Elend! ein solcher Bruder! das ist gar kein Bruder!"

„Leider ja, es ist einer, sonst braucht ich ihm seine Erbschaft nicht auszuzahlen."

„Wird gewiß heiraten wollen!"

„Vielleicht — nimmst ihn," sagte der Stockbattner; da wurde das Dirndl wild: „Jetzt weiß ich's, meiner ledig willst sein. Zuerst den Hof verkaufen, nachher mich beschimpfen auch noch!"

„Jesses, Mali, was sagst? das war ja nur Spaß, wirst doch deswegen nicht weinen! du, weinen darfst mir nicht, das kann ich nicht leiden, himmelsakra, nein! wenn ich dich so flennen sehen thu, da möcht' ich gleich am liebsten zuschlagen oder ins Wasser gehen!" Er riß ihr die Hände vom Gesicht und drückte zum Ersatz das seine darauf, daß auch seine Wangen ganz naß wurden von ihren bitteren Tropfen.

Und nach solchem Zwiste und nach solcher Aussöhnung — Gott, wie sind die bitteren Tropfen so süß, wenn sie

der Liebste von den Augen wegküßt! — wurde die Mali wieder ganz ruhig und ernsthaft und fragte: „Seppel, weißt also kein Mittel, wie du jetzt zu Geld könntest kommen?"

„Und wenn du mich auf den Kopf stellst, ich weiß keins."

„Gar keins? Gar nicht ein bissel eins?"

„Gar keins."

„Nachher muß halt ich schauen," sagte sie. „Geh her da, Seppel, ich muß dir ein Geheimnis sagen."

Der Seppel erschrak, ging aber her.

„Noch näher," sagte sie, „ganz her. So. — Ich muß dir was sagen, Bübel. — Ich hab' Geld. Der verstorbene Klausenmüller, mußt wissen, der ist mein Vetter gewesen. Hat keinen Menschen gehabt, wie er auf den Tod krank ist gelegen, und hab' ich ihn gewartet, weil er ja doch mein armer Vetter ist gewesen. Jetzt wie er gestorben ist, heißt's, er hätt' mir um sechshundert Bankozettel vermacht. Hab' sie nachher auch bald bekommen mitsamt dem eisernen Trühel. Hab' dich erst an unserm Hochzeitstag damit überrumpeln wollen. — Jetzt, Seppel, wenn du's aber schon jetzt so notwendig brauchst, mir ist nichts um die Papierfetzen, nimm sie und zahl ihn damit beim Loch hinaus, diesen grauslichen Bruder. Und nachher soll er mir nimmer ins Haus kommen. So, jetzt weißt es."

Man kann es sich denken, was dem Stockbattner dieses Geplauder für Vergnügen machte. So war er jetzt auf einmal obenan und konnte, wenn er nur wollte, nun auch einmal tüchtig grob sein gegen den übermütigen Jakob, der ihm mit seiner Forderung schon so lange in den Ohren und im Magen gelegen. —

Der fünfzehnte März. Schon in dunkler Früh klopfte

es an der Thür des Stockbattners, arg polterte es, und der Jakob draußen rief: „He, Bruder, ist das Frühstück schon fertig?"

„Ei freilich," antwortete der Stockbattner, indem er mit Schwamm und Stein Feuer zu schlagen suchte.

„So mach doch auf, Seppel!"

„Ja, ja, wenn der Teuxel nicht brennt!"

Als der „Teuxel" brannte, ging er mit dem Leuchtspan und sperrte die Thür auf.

„Geh nur her, Jakob, iß einen Löffel Sterz mit mir, wenn du warten willst, bis er fertig ist; wir gehen nachher miteinand." Der Jakob ließ sich Sterz und Milch dazu wohl schmecken, dann gingen sie; auch der Seppel war im Feiertagsgewand.

„Wohin gehst du denn?" fragte der Jakob.

„Ich begleite dich bloß bis zum Nachbar Franzmeier hinüber, weil ich dich halt so viel gern hab', Bruder, weißt eh."

„Bauer," versetzte hierauf der Jakob, „mit dem Schmeicheln und Süßreden richtest du bei mir nichts aus. Du weißt, wohin ich heute geh'. Ich geh' nach Schierbach zum Notar, von heut an sollst schon die Unkosten haben, ich klag' dich um meine fünfhundertacht Gulden!"

„Ah geh, Bruder, das mußt nicht thun," antwortete der Bauer bittweise. „Mußt nicht einen so großen Prügel werfen zwischen dich und dein Heimatshaus, den du dann dein Lebtag nicht wieder kannst wegheben. Bist jetzt gleichwohl ein starker, gesunder Bauernknecht, so kannst doch nicht wissen, wie es dir gehen wird, und ob du nicht einmal einen Heimgang brauchst bei mir."

Der Bauer erschrak fast vor seinem eigenen Worte, das war so gewichtig, daß es den Jakob schier umstimmen

könnte, und um solches war dem Stockbattner heute durchaus nicht mehr zu thun. Doch der Jakob ließ sich nicht umstimmen. „Wer ein Geld hat," sagte er knurrend, „dem kann nichts an. Von dir werd' ich mir kein Almosen erbitten, das kannst heilig glauben. Laß es gut sein, ich will von dir und vom Stockbattnerhof nichts mehr hören."

„Aber klagen gehst mich doch nicht, Bruder!"

Der Jakob blieb fest stehen: „So gewiß ich da steh, klagen geh' ich dich."

Bald hernach kamen sie zum Franzmeierhof.

Vor der Thür stand der Franzmeier und sein Schwager, der Stoppel-Zenz, mit einer Laterne. Beide waren im Feiertagsgewand.

„Recht ist's mir, daß ihr bei einander seid," redete der Stockbattner die Nachbarn an. „Ihr müßt mir gerad einen kleinen Gefallen thun. Ich zahl' jetzt meinem Bruder Jakob die Erbschaft von unseren Eltern aus, und da wollt' ich euch gebeten haben, daß ihr mir dabei Zeugenschaft leistet."

„Wohl, rechtschaffen gern," antwortete der Franzmeier, „ist eh wunderselten heutzutag, daß man wen zahlen sieht. Kommt doch in die Stube herein!"

„Ah, 's thut's da beim Roßtrog auch," entgegnete der Stockbattner, „sei so gut, Zenz, halt ein bissel deine Laterne her!" ging zum Pferdetrog, der am Wege stand, zog die Brieftasche aus dem Sack und legte in den Trog vor den Jakob hin nagelneue Bankozettel für fünfhundertacht Gulden.

Mit nicht geringer Verblüffung schaute der Jakob drein. Und als vor den Zeugen das Geld aufgezählt war, sagte der Stockbattner: „Ich hab's ja gesagt, Bruder Jakob, du gehst mich nicht klagen!"

„Bauer!" brummte nun der Jakob, mit seinen hageren Fingern langsam die Noten zusammenkrabbelnd, „woher hast denn du auf einmal das viele Geld? das möcht' ich wissen!" Schon die Miene allein, die er dazu machte, wäre eine Ehrenbeleidigung gewesen, wenn der Seppel sie für eine solche genommen hätte.

„Also, deine Sach hast jetzt?" fragte der Bauer. „Hast sie jetzt?"

„Meine Sach hab' ich," knirschte der Jakob, bei sich ärgerlich, daß er nun machtlos war und den Bruder in keine Verlegenheit mehr bringen konnte.

„Gut, nachher bringst mir vom Notar die Quittung mit."

„Die kannst auf der Stell' haben, wenn du fürchtest, ich könnt' dich etwan ein zweites Mal fordern," sagte der Jakob, dann gingen sie erst noch in die Stube hinein, wo das Schriftstück ausgefertigt und mit Zeugenschaft unterschrieben wurde.

„So wär's in Ordnung," sagte der Stockbattner, das Papier in den Sack steckend, „und ich geh' jetzt wieder heim zu meiner Arbeit."

„Ja, gehst du nicht mit nach Rottenstein?" fragte ihn der Stoppel-Zenz.

„Was soll denn ich heut in Rottenstein?"

„Hast du die Vorrufung nicht erhalten?"

„Was für eine Vorrufung?"

„Ist doch gestern der Amtsbot von Haus zu Haus gegangen und hat angesagt, daß alle Besitzer als am heutigen Tag Stund acht auf dem Kirchplatz in Rottenstein sein müßten?"

„Bin gestern nicht daheim gewesen," entgegnete der Stockbattner, „was mag's denn da schon wieder geben?"

„Kein Mensch weiß es," sagte der Franzmeier.

„Gewiß wieder eine große Robot oder eine Heu- oder Haferlieferung für die Franzosen."

„Wer nicht kommt, der hat sich's selbst zuzuschreiben, hat der Amtsbote gesagt."

„Wenn's so ist, da muß ich freilich mit," sagte der Stockbattner, „die Herren sind grob, wenn man ihren Willen nicht thut, weißt eh."

Also gingen sie nun mitsammen, die vier Männer, und der Knecht Jakob machte den kleinen Umweg über Rottenstein, er war schon auch begierig zu sehen, was da wieder los ist. — Die Besitzer! Die Bauerngrundbesitzer! Vielleicht wird ihnen alles weggenommen. Gesund wär's ihnen! Ein Glück, wer sein Geld im Sacke hat und kann's verstecken. — So dachte der brave Jakob.

In den Wirtshäusern zu Rottenstein ging's an diesem Morgen recht lustig zu. Leute gab's überall wie bei der Kirchweih. Voll Erwartung steckten sie die Köpfe zusammen, keiner wußte was, jeder mutmaßte allerlei.

„Mir träumt halt alleweil," sagte ein alter Bauer, „und was einem stehend träumt, das ist selten derlogen! — mir träumt halt alleweil, unsere Kontributionen kriegen wir endlich zurück, wie es der Bonaparte versprochen hat."

„Ja, ich glaub' es auch," antwortete ein zweiter, „unser Korn und Heu und Stroh und Vieh und Holz wird uns jetzt bezahlt, das wir seit Jahr und Tag den Franzosen haben liefern müssen."

„Das ist gewiß," sagte ein dritter, „unsere Sach wird uns heut vergütet. Zeit ist's dazu!"

Und das sprang von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Gruppe zu Gruppe: „Geld giebt's heut!"

Auch war der Regierungskommissär schon gesehen worden, der mit seinem schwarzen Schildkäppchen und mit seinem rasselnden Säbel nicht wenig Aufsehen machte.

„Natürlich wird er den Säbel nicht bei sich haben, wenn er so viel Geld umträgt!"

Die Lustigen vertranken im Wirtshause ihren vorletzten Bankozettel, die Lustigsten ihren letzten. „Wird ja eh frisch nachgefüllt in die Säcke!" Auch der Stockbattner ließ sich ein stattliches Glas bringen, da setzte sich gleich wieder sein Bruder Jakob zu ihm; zu diesem sagte er aber heute: „Geh, du hast mehr Geld als ich — weißt eh!" und kehrte sich mit seinem Glase von ihm ab.

Zur Zeit um halb acht war der ganze Kirchplatz überfüllt mit Menschen. Alles war heiter, witzig und lachbereit, und manche sprachen untereinander Mutmaßungen aus, auf welche Weise jedem das Seine ausgehändigt werden würde. „Das kunnt sogar noch einen Rummel geben!" gab einer zu bedenken. „Alle werden gleichviel haben wollen. Aber so viel Stroh, wie ich, hat keiner geliefert."

„So viel wie ich, auch keiner!" rief ein anderer.

„Die Strohmänner kommen zuletzt," sagte ein dritter, „die sollen warten, was die Korn- und Holzmänner übrig lassen."

„Wollen schon sehen, wer stärker ist!" schrie der eine zurück und ballte die Faust.

Schlag acht Uhr stand der Regierungskommissär auf der obersten Stufe des Kirchenthores.

„Am Ende predigt er uns einen neuen Glauben!" flüsterte einer.

„Wär' eine überflüssige Sach, wo wir eh den alten nicht halten."

„Still seid's!" herrschte jemand, „er liest was. Vom Kaiser ist die Rede."

„Vom Kaiser!" murmelten sie und drängten nach vorwärts, sie waren doch allzu neugierig, was ihnen der gute Kaiser Franz mitteilen lassen würde.

Der Kommissär hatte einen großen Bogen in der Hand und las lange eintönig fort. Plötzlich hob er die Stimme und rief es schallend hin über die Köpfe: „Wir beschließen demnach, daß die Bankozettel noch mit dem fünften Teil ihres Nennwertes vom Staate eingewechselt werden. Der Bankozettel von einem Gulden (damals hatte der Gulden sechzig Kreuzer) wird also auf zwölf Kreuzer, der Bankozettel von fünf Gulden auf einen Gulden bewertet und so weiter, und sind in diesem Betrage bei allen öffentlichen Kassen unweigerlich anzunehmen. — Die weitere Belehrung in dieser Angelegenheit ist gedruckt und bei mir zu haben."

Als der Regierungskommissär seine Vorlesung geschlossen hatte und nun seinen Bogen gelassen zusammenfaltete, war es totenstill über den Hunderten von Menschen. Allmählich erst begannen sie sich zu bewegen und zu flüstern: „Was ist das gewesen?"

Dort an der Kirchhofmauer hatte jemand einen heiseren Schrei ausgestoßen. Derselbe jemand war einer der ersten, denen klar wurde, was es geschlagen. Der Knecht Jakob war es, der seit einer Viertelstunde um vierhundert Gulden ärmer geworden. Er taumelte fürbaß.

Ja, ein ungeheurer Geldfall hatte stattgefunden. Haus Oesterreich — grausam geschwächt durch „Seine Majestät den Herrn Schwiegersohn" und anderes Unglück — hatte zu wenig Vermögen, um das massenhaft ausgegebene Papiergeld einzulösen; und weil das ein Lump ist, der mehr giebt

als er hat, so gab Haus Oesterreich nicht mehr, und das übrige — hebt sich.

Den Kopf mit den Händen haltend, so liefen die Leute in Rottenstein — und anderswo wahrscheinlich an jenem merkwürdigen Tage — wirr durcheinander. Die einen fluchten, die anderen lachten! heute lachten zur Abwechselung gerade solche, die kein Geld hatten. Ja, auf der Bäuerei lachten eigentlich die meisten. Die liegenden Güter, die Fahrnisse, die Kuh im Stall, das Stück Brot auf dem Tische, ja sogar der Taschenfeitel im Sack hatten von dem Augenblicke an, als das Geld fünfmal weniger galt, fünfmal höheren Wert.

Mancher ging nach solchem Schrecken wieder ins Wirtshaus, um auch noch den letzten Groschen zu vertrinken, aber siehe, der Pfiff Wein, der vor einer Stunde noch um einen Groschen zu haben war, kostete jetzt fünf Groschen. Beim Bäcker die große Semmel kostete statt zwei Kreuzer deren zehn. Der Fleischhauer schmunzelte, als er dem Hausbauer den Braten anstatt zu zwanzig Kreuzer zu einem Gulden vierzig Kreuzer rechnen durfte, aber er schmunzelte nicht lange. Als er dem Hausbauer hernach ein vier Wochen altes Kalb abkaufen wollte, kostete dasselbe anstatt neun Gulden deren fünfundvierzig. — Die alten Schulden durften nicht nach der alten Ziffer bezahlt werden, sondern nach der fünffachen neuen. So daß der Stockbattner, als er des Abends zu seiner Braut kam, ausrufen konnte: „Mali, das Glück! Wie mir's mein lieber Bruder Jakob mit seinem Drängen gut gemeint hat! Hätte ich ihm heute früh seine Sach nicht ausgezahlt, so wären wir ihm jetzt anstatt fünfhundertacht Gulden nicht weniger als schwere zweitausendfünfhundertvierzig Gulden schuldig!"

Der Jakob betrachtete die Kehrseite und raufte sich Haar aus dem Kopf. Das half aber nichts, dadurch hatte er weniger Haar und nicht mehr Geld. Seine fünfhundert Scheine gingen nur mehr für einhundert Gulden, und da kann man's noch nicht wissen, ob's dabei bleibt; wenn so ein Teufelszeug einmal anhebt zu purzeln, so purzelt es hinab bis in den Dreck. Die Bankozettel! was war das für ein kamodes Geld! Und jetzt gerade gut genug, um sich damit die Pfeife anzuzünden. Das heißt, wenn er brennt, der schmutzige Fetzen! — O Jakob, Jakob! Wie fein wäre es, wenn dir dein Bruder das Fünfundzwanzigfache schuldig wäre von dem, was du jetzt im Sack hast! Wie hübsch könntest ihn zwicken und drücken und abtrennen, ihn gar zum Bettler machen, der du jetzt selber bist! Ja, wenn man so was im voraus wissen thät!

Leute, denen er seinen Jammer klagte, meinten fast, die Sache könnte anfechtbar sein. Allsogleich lief der Jakob zu einem Advokaten. Der Advokat aber riet ihm, wenn er nicht mehr als hundert Gulden zu verlieren habe, das Prozessieren sein zu lassen.

Im Herbste machte der Stockbattner mit seiner Mali Hochzeit.

Der Pudelmütze sechsundzwanzigstes Geburtsfest.

Von

Karl Weisflog.

Wir schmausten gar herrlich. Der alte wackere Hoforganist hatte gerade heut seine frohheste Laune. Feierte er doch die Silberhochzeit mit seinem Amte. Um die lange, stattliche Tafel saßen Kinder und Kindeskinder, auch der Hofprediger, der Forstkommissar, der Vetter Gewürzkrämer aus Z***, der Kapellmeister, mit ihren Frauen, und ich, an der Spitze aller die ehrwürdige Hausmutter und der frohgelaunte Wirt. „Und nun" — sagte der Hoforganist, als wir mit dem Braten fertig waren, die mit Blumen gezierten Kuchen angeschnitten wurden und der köstliche Burgunderwein anfing, die Häupter zu berauschen — „nun, liebe Margarete, hole mir den Bastian."

Die Kinder des guten Alten, die wohl wußten, was nun vorgehen werde — denn sie kannten die Geschichte schon —, wurden mit einemmal stille, und selbst uns anderen allen verging das laute Lachen, als die Hausfrau mit einem großen, in Oel gemalten, in goldenen Rahmen gefaßten

Bilde hereintrat und es feierlich hinter den Vater stellte, so daß wir es alle sehen konnten.

„Das ist der Bastian," sagte der Hoforganist.

„Ja, das ist Bastian," riefen die wenigen, die ihn gekannt hatten ...

„Ich merke" — fuhr der Hoforganist fort —, „ich merke wohl, meine lieben Freunde, was Sie beim Anblicke dieses Bildes denken und empfinden. Hören Sie nun, welch ein Mensch dieser Bastian war und wie er auf das Schicksal meines Lebens eingewirkt:

Heute sind es fünfundzwanzig Jahre, daß ich als Hoforganist eingesetzt wurde, und gerade heute will ich, wenn ihr lieben Gäste mir's erlaubt und euch ja nicht im Essen und Trinken stören lasset, den Anfang des letzten Aktes meines Lebens erzählen. Muß ich doch, ist mir's doch heilige Pflicht ...

Es war eine traurige, kalte Dezembernacht, in der vor sechsundzwanzig Jahren Buchenrode abbrannte, wo ich Kantor war. Das ganze Dorf lag in ruhigem Schlafe. Da — mit einemmal, um Mitternacht, erscholl der Schreckensruf: „Feuer! Feuer!" — Gott im Himmel! ich und meine Margarete hatten kaum Zeit, aus dem Bette und in die Kleider zu springen, dem kleinen Gottlieb das Röcklein überzuwerfen und den armen Säugling mit einigen Bettkissen zu umhüllen, denn gerade in des Nachbars Hause war das Feuer ausgebrochen. An ein Retten von Geld und Geldeswert und Hausrat war gar nicht zu denken. Der fürchterlichste Sturm brauste und vereitelte alle Löschversuche. Wie Raketen und Leuchtkugeln flogen die gefüllten Scheunen, und bald war ganz Buchenrode ein einziges Flammenmeer.

Da standen wir nun zitternd hinter dem brennenden Dorfe auf unseren Aeckern und hörten das Einstürzen der Giebel, das Gebrüll des unglücklichen verbrennenden Viehes und das Heulen und Wehgeschrei unserer Freunde. Jetzt — schon faßte die Flamme mein Dach und die Vorderstube — jetzt, o mein Gott! jetzt fiel mir's erst ein — ich riß mich los von Weib und Kind und stürzte mich in meine Wohnung. Mehr als mein Leben mußte ich ja nun retten — meine dreihundert Orgelvorspiele, die ich mit zehnjährigem Fleiße erdacht und niedergeschrieben. Das Angstgeschrei meines Weibes verhallte hinter mir, und durch Rauch und Glut drang ich durch. Hoch in der Hand das Buch haltend, aber halb erstickt und geschunden, kehrte ich zurück und rief der Margarete zu: „Gott Lob! Gott Dank! Weib, ich habe die Orgelvorspiele!" Ach es war alles, was wir dem Verderben entrissen, und wie die Sonne aufging, lag das schöne, große Kirchdorf, die Schule und die Kirche, alles in Schutt und Ruinen.

Zehn Jahre war ich hier glücklich gewesen im stillen Kreise eines bescheidenen, nützlichen Wirkens, und nun auf einmal mit den Meinen brotlos, ein Bettler, ein Vertriebener. Denn zum Wiederaufbau des Dorfes und der Kirche in kurzem war gar keine Hoffnung, ebenso wenig auf Unterstützung unseres Herrn, des gnädigen Grafen. Der schwelgte schon seit langen Jahren in Paris. Und dennoch war mein Mut nicht dahin. „Beruhige dich, Margarete," sprach ich zu dem weinenden Weibe. „Hat uns und unseren unschuldigen Würmlein doch Gott das Leben erhalten. Beruhige dich! Haben wir nicht Freunde und Verwandte in der Hauptstadt? Die werden uns nicht im Stiche lassen. Und habe ich nicht meine dreihundert Orgelvorspiele? O

Margarete, du wirst es sehen, wie sich die Verleger drum reißen und wie froh sie sein werden, wenn ich sie für schweres Geld dahingebe. Darum laß deine Klagen und komme fort von dem Orte des Schreckens."

Den vierjährigen Gottlieb — dort den Oberhofgerichtssekretär — nahm ich an meine Hand; Margarete trug den Säugling, der aber ungebührlich schrie, der Trotzkopf — es ist dort die ehrbare Frau Forstmeisterin —, und so gingen wir fürbaß, immer längs der Straße hin, nach der Hauptstadt zu, ich freilich barhäuptig, denn ich hatte den Hut bei der Rettung meiner Orgelvorspiele verloren.

Als wir nun noch einmal vom Hügel, wo die drei Linden stehen, und nun zum letztenmal, die Stätte sahen, wo unser unglückliches Dorf gestanden, und wie die Morgensonne noch die dampfenden Rauchwolken färbte, da sagte die Mutter traurig: „Nun haben wir nichts mehr als uns, unsere Liebe und — — unseren himmlischen Vater" — „der uns nicht verlassen wird, Margarete," antwortete ich und stimmte freudig an das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege."

Freilich hatte ich nur fünf Gulden in der Tasche. Aber wohnte denn nicht gleich in der Vorstadt der Residenz, die nur vier Meilen entfernt war, der reiche Lederhändler, der unser Vetter war? War nicht drinnen in der Seilergasse der vornehme und angesehene Justizrat, den ich einmal mit Frau und Kind drei Tage lang in Buchenrode gepflegt, als er mit dem Wagen umgeworfen und die alte Tante sich die Hüfte ausgerenkt? Hatte er mich nicht tausendmal sein „charmantestes Freundchen" genannt und mir feierlichst zugeschworen, bei vorkommenden Gelegenheiten

mir den Liebesdienst reichlich zu vergelten? Waren nicht in der glücklichen Stadt drei Buch- und Musikalienhandlungen? Konnte es mir also wohl fehlen? War nicht auf diese oder jene Art für uns ganz gewiß gesorgt? Und war nicht vor allen anderen auch in der Hauptstadt unser allerbester Freund — unser lieber Herrgott?

In Wahrheit, nie hatte eine abgebrannte Familie, die eben alles verloren und die vor Frost und Ermüdung der Ohnmacht nahe war, die Türme einer Stadt mit froheren Gefühlen begrüßt, als wir die Türme der Hauptstadt im Strahle der sinkenden Abendsonne.

Halbtot standen wir vor der Thür des stattlichen Hauses unseres Vetters, des Lederhändlers. Ich, klappernd vor Frost, zog die Klingel, die drinnen im gewölbten Gebäude gewaltig lärmte und Hundegebell weckte, so daß der Gottlieb erschrocken der Mutter in die Röcke fuhr. „Wer ist da?" — fragte der Vetter aus dem Fenster des Mittelstockes.

„Wir sind's" — war meine Antwort —, „Andreas aus Buchenrode, mit Weib und Kind. Macht nur flugs auf, Herr Vetter, so bald werdet Ihr uns nicht wieder los."

„Was?" — rief der Vetter —, „was wollt Ihr, und warum kommt Ihr eben mit der ganzen Bagage?"

„Warum?" — war meine Antwort —, „weil wir vergangene Nacht abgebrannt sind und alles verloren haben. Drum macht nur nicht erst viel Umstände, Ihr braver Vetter. Laßt aufschließen und die Frau Muhme den Topf zum Warmbier hinsetzen, denn wir sind erstarrt und hungrig bis auf den Tod."

„Ei" — krähte der Herr Vetter herab —, „seht mir doch das Lumpenpack! Schert euch ins Wirtshaus, wenn

euch hungert; bei mir kommt ihr nicht an ... Schert euch zum Henker!" und schlug das Fenster zu.

Und da standen wir nun in der grimmigen Kälte, bei einbrechender Nacht. Meine Kinder zitterten und weinten. Aber ich sagte: „Pfui, Margarete! der Herr Vetter ist deiner Thränen nicht wert," und so gingen wir in den „Roten Kegel", da wir doch jetzt abends dem vornehmen Herrn Justizrate nicht auf den Hals fallen konnten.

Saßen wir doch nun in der warmen Stube, und brachte doch nun die Wirtin die labende Bierſuppe. Dies und die frohe Aussicht auf den folgenden Tag machte uns bald das süße Vetterlein und unser Leid vergessen und stimmte uns so heiter und wohlgemut, daß ich eine Ausschreitung beging, und zum Butterbrote einen Käse und einen Krug Bier geben ließ. „Ach" — dacht' ich —, „der Justizrat und der Verleger bezahlen ja doch alles."

Getröstet sanken wir auf die harte Streu und schliefen samt und sonders fest wie die Ratten und traumlos dem kommenden Tage entgegen, dem verhängnisvollen, entscheidenden. Es war der siebzehnte Dezember, also heute gerade vor sechsundzwanzig Jahren.

Früh um neun Uhr — wo ich doch erst mit Anstand den vornehmen Herrn sprechen konnte — setzte sich meine arme Karawane in Bewegung, nachdem wir vom schelmischen Wirte im „Roten Kegel" Abschied genommen, der mir für den einzigen Abend zwei Gulden abgezwackt, und so gelangten wir in die Seilergasse.

Hier war es ganz anders als beim Lederhändler. Der Herr Justizrat ließ uns gleich ins Haus treten und kam selbst mit der Morgenpfeife die Treppe herunter. Ich

erzählte kurz unser Unglück und wer ich sei, und hoffte nun, daß das charmante Freundchen stracks zum Vorschein kommen und unserer Not ein schnelles Ende durch Rat und That machen werde. Allein der Herr Justizrat kannte uns nicht mehr und wußte sich auch auf die fatale Geschichte mit dem Wagen und mit der ausgefallenen Hüfte der wackelzahnigen Tante nicht mehr zu besinnen. Ich mochte seinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, wie ich wollte: genug, es blieb dabei, er kannte uns nicht mehr. Doch rührte ihn unser Unglück, und er drückte mir ein Achtgroschenstück in die Hand, indem er uns höflichst zur Hausthür hinausdrängte. Ich schmiß ihm aber das Achtgroschenstück durch die Spalte der Thür vor die Füße und stand nun wieder mit dem klagenden Weibe und den zitternden Kindern ohne Hilfe auf offener Straße.

„Margarete" — sprach ich —, „du gehst mit den Kindern einstweilen wieder in den „Roten Kegel". Bald bringe ich Hilfe, so Gott will, und das recht ordentliche. Wir wollen auch gar nicht mehr betteln. Hole der Henker den Lederhändler und den Justizrat! Laßt uns nun das bessere Teil erwählen. Das ist das Gewisse. Heda! nun geht's über eure Geldsäcke, ihr wackeren Musikhändler! Wer das meiste von euch gibt, der hat sie" — ich meinte die Orgelvorspiele —, und so trabte ich denn wohlgemut, zwar noch immer barhäuptig, in den vor mir sich öffnenden Buchladen.

Hier kroch hinter einem Tische ein kleines Männchen mit einer Stahlfederbrille hervor und fragte mich glotzend, wer ich sei und was ich wolle. Daß ich hier den Buchhändler selber vor mir hatte, merkte ich sogleich, denn das Männlein war über die Maßen grämlich und kurz.

Ich sagte also auch nur ganz kurz, ich sei der Kantor Andreas aus Buchenrode, ein Schüler des großen Bach, und bringe hier dreihundert von mir komponierte Orgelvorspiele zum Verlage, wenn der Herr Buchhändler, außer zwanzig Freiexemplaren, etwas Erkleckliches dafür zu zahlen gesonnen.

Aber das Männlein würdigte das hingehaltene Buch auch nicht einmal eines Blickes, und mit den Worten: das sei keine gangbare Ware und könne er von dem Dinge gar keinen Gebrauch machen, wies er mir die Thür und kroch brummend wieder hinter seinen Tisch.

Wie vom Donner gerührt, stand ich, nun wieder getäuscht, auf der Straße.

Das hatte ich nicht erwartet! Dreihundert Orgelvorspiele nach Sebastian Bach keine gangbare Ware! — — Meine zehnjährige, brave Arbeit ein Ding, von dem kein Gebrauch zu machen! — — O Gott! Zittern und Zagen überfiel mich, und so schlich ich denn schon ganz ohne Hoffnung noch in die beiden anderen Buchhandlungen, wo mir's mit einigen Abweichungen um kein Haar besser ging. Ueberall wurde ich abgewiesen, und niemand mochte mein Werk auch nur ansehen.

O grausames Schicksal! meine letzte, sichere, fröhliche Hoffnung war dahin. — — Was sollte ich dem ängstlich harrenden Weibe im „Roten Kegel" sagen? Mußte sie nicht die Hiobspost ganz zu Boden schlagen? War ich denn nicht selbst zu Boden geschlagen?

Da hielt ich nun das mühsame Werk von zehn langen Jahren in meinen zitternden Händen, und niemand war, der mir auch nur einen Groschen dafür geboten hätte.

Was sollte ich nun anfangen? Was blieb mir und meinen armen hungernden Würmlein noch übrig?

Mit Thränen schlich ich an den stattlichen Häusern hin, die alle keine Hilfe für mich hatten, über den Markt, wo alles mögliche zum Genusse ausgelegt und im Ueberflusse aufgehäuft war, von welchem nichts, gar nichts für mich abfallen konnte, und so immer nach der elenden Kneipe hin, wo ich meiner Margarete nun mit der Trauerpost vor die Augen treten sollte. — — Wahrlich, meine Stimmung war schrecklicher als in dem Augenblicke, wo ich hinter meinem brennenden Hause stand.

Da — o Gott! — da kam mir, ich weiß nicht, wie, der sechste Vers des schönen Liedes in die Kehle, und eben wie ich beim Hause des Justizrates vorbeiging — konnte ich's nicht lassen, ich sang mit lauter Stimme:

„Hoff, o du arme Seele,
Hoff und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'."

Die Vorübergehenden mochten alle Ursache haben, zu glauben, daß es bei mir rappele; aber ich war wunderbar getröstet und begrüßte die mir aus dem „Roten Kegel" entgegenkommende Margarete mit dem freudigen Zurufe: „Viktoria! liebes Weib! Wir sind von unserem lieben Herrgott als seine Kinder auf- und angenommen und einer schweren Prüfung für würdig befunden; denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Mit den Buchhändlern war es nichts. Die halten die Werke der Kunst und des Genies

für bloße Ware und fühlen wie die Fleischer nur nach der Fettwampe, hole sie der Teufel! — Aber nun wollen wir auch nicht eine Stunde länger in dem verwünschten Loche bleiben! Auf und nimm die Kleinen, nun geht's nach Z*** zum Gewürzkrämer!" ...

„Andreas" — sagte die Mutter —, „das geht nicht, du mußt eine Mütze haben, du erfrierst mir ja." — „Freilich erfriere ich," war meine Antwort —, „aber woher die Mütze nehmen? Haben wir doch nun nicht mehr als drei Gulden noch übrig, und geb' ich die hin für die Mütze, wie sollen wir dann nach Z*** kommen?"

„Beruhige dich" — entgegnete Margarete —, „ich habe zum Glücke in meiner Tasche noch den silbernen Fingerhut gefunden und ein Tuch, das wir nicht brauchen; damit fristen wir uns bis hin, aber eine Mütze mußt du durchaus haben."

„Nun in Gottes Namen," antwortete ich, und so traten wir insgesamt in das Haus des Kürschners Kilian Brustfleck ...

Der Meister Kürschner hatte gar schöne Mützen, aber sie waren alle zu köstlich für mich und zu teuer.

„Hier ist zwar noch eine in der Arbeit" — sagte er —, „eine recht feine Pudelmütze, die ich dem Herrn Kantor auch für drei Gulden lassen kann; aber da muß der Herr Kantor noch ein halbes Stündchen warten, bis der Geselle damit fertig ist."

Mir war das ganz recht. Konnten sich doch die Meinen unterdessen umsonst am warmen Ofen laben und ich dem ehrlichen Meister meine Leidens- und Sterbegeschichte erzählen, die er mit herzlicher Teilnahme anhörte und auf die schlechten Vettern und Buchhändler nicht wenig

schimpfte. Ja, er war über mein Elend und Unglück so gerührt, daß er mir die Mütze um einen halben Gulden wohlfeiler zu lassen versprach.

„Was?" — krächzte hier jemand, den ich bis dahin noch gar nicht im Zimmer bemerkt hatte, aus einem Winkel hervor —, „Meister Kilian! ist Er toll?! die schöne Mütze? die unter Brüdern mehr wert ist? Weiß Er was, laß' Er mir die Mütze, ich gebe Ihm dafür vier Gulden."

Schrecken, als wäre mir plötzlich der Teufel erschienen, lähmte meine Zunge. Der Unhold, der mein Elend kannte — denn er hatte ja alles mit angehört —, ein altes Männlein in einem braunen Rocke, schlich näher, schnupfte eine Prise nach der anderen, trat an meine armen Kinder und sprach mit höhnischem Lachen, indem er dem Gottlieb in die Backen zwickte: „Hi, hi, hi, hi, du junge Brut, warum stirbst du nicht? Aber vielleicht erfriert ihr doch noch heute, hi, hi, hi!"

„Herr!" — rief mein Weib empört —, „sind Sie ein Mensch, sind Sie ein Christ? können Sie meinem armen Mann die Mütze nehmen?"

„Warum nicht?" lachte der Mensch. „Ich brauche sie selber und gebe vier Gulden."

„Nimmermehr, Herr," rief nun der wackere Meister, „ich habe dem Kantor diese Mütze versprochen, und er soll sie haben."

„Nun, so mache Er, was Er will," entgegnete der Braune; „aber unter vier Gulden lasse Er sie nicht, das sag' ich Ihm, und das will ich haben, versteht Er, Meister Kilian?"

„Ja," antwortete der betroffen; „ich verstehe, und da der Herr Kantor so gut Orgel spielen kann, so mag er

unterdessen, daß die Mütze fertig genäht wird, sich dort einen Zeitvertreib auf dem Klavier machen." Im Zimmer stand nämlich ein nicht schlechtes Instrument, auf dem die Kinder des Meisters lernten, und ich ließ mir das nicht zweimal sagen, setzte mich hin, schlug meine Orgelvorspiele auf und spielte wacker, erst in grimmigem Unmute, nach und nach besänftigt durch die heilige Kraft der Harmonie, die wie Balsam auf mein wundes Herz wirkte. Zuletzt spielte ich meinen Lieblingschoral: „Befiehl du deine Wege" mit Verzierungen und freute mich, daß selbst der braune Teufel, von den Tönen gelockt, an meine Seite geschlichen war. Aber, wie ich geendet hatte, krächzte der Unhold wieder unter höhnischem Lachen: „Damit, hi, hi, hi, wird der Herr Kantor keinen Hund vom Ofen locken! Geld ist die Losung! — Die Mütze ist nun fertig. Rücke der Herr Kantor mit den vier Gulden heraus, sonst ist die Mütze mein."

O Himmel! — ich hatte unter meiner Seele keinen Heller mehr als die drei Gulden!

Mein und des Weibes Bitten bei dem Meister, daß er doch sein erst gegebenes Wort halten möge, waren fruchtlos. „Wenn ich auch wollte," sprach Kilian achselzuckend, „so darf ich doch nicht, und vier Gulden müssen bezahlt werden, sonst gehört die Mütze wahrhaftig dem alten Herrn." Der lachte wieder höhnisch und meinte, unter diesen Umständen sei es doch wohl besser, ich ginge wieder in den „Roten Kegel" zurück und wartete da, bis das Wetter gelinder werde. Aber entrüstet über diese Bosheit, wollte weder ich noch Margarete weiter ein Wort verlieren, und ich rief: „Fort, fort von hier aus diesem Sodom! fort nach Z*** zum Vetter Benjamin!" Margarete langte das Tuch heraus, und legte die drei Gulden hin und meinte,

das zusammen sei nun wohl reichlich vier Gulden. Aber der alte Braunrock schob das Tuch zurück und erbot sich, mir einen Gulden zu leihen gegen Verpfändung meiner Orgelvorspiele.

Was wollte ich machen! So bitter mir es auch ankam, mein Werk in diesen Händen zu wissen und ein Schuldner dieses Menschen zu sein, ich mußte in den sauren Apfel beißen; denn der Meister selbst, dem ich für den Gulden die Handschrift zu verpfänden den Vorzug lassen wollte, weigerte sich dessen auf einen Wink des Braunen, und so zahlte dieser den Gulden, nahm mein liebes Buch und ging mit höhnischer Spottlache fort.

„Wer ist der Teufel?" fragte ich den Meister.

„Das ist Bastian, Herr Kantor," war die Antwort. „Aber was er thut, mag ganz recht sein. Hat er aber auch mich gezwungen, dem Herrn Kantor einen Gulden mehr, als ich gewollt, abzunehmen, so hat er mir's doch nicht verwehrt, euch, ihr guten Menschen, jetzt einen tüchtigen warmen Kaffee machen zu lassen, und der muß gleich herein und ein paar frische Semmeln dazu."

Gern und willig gehorchte die menschenfreundliche Hausfrau diesem wohlthätigen Befehle, und bald dampfte der stärkende Trank und erquickte mit den weißen Semmeln uns Hungrige und Nüchterne!

Gerührt und dankend verließen wir den ehrlichen Meister, waren wir doch warm und satt, stak doch mein Haupt nun in der allertrefflichsten Pudelmütze.

Aber — gerechter Gott! — kaum waren wir auf dem Wege nach Z*** zwei Straßen der Stadt durchwandert, als zwei Polizeischergen mit dem Braunrocke uns entgegentraten.

„Das sind sie," sagte der letztere, auf uns zeigend; „die bringt mir mit!"

„Was?" rief ich, „was wollen Sie von uns? Wir sind ehrliche Leute!"

„Ehrliche Leute?" grinste der Alte, „nun, das wird sich finden."

All mein Widerspruch, alle Thränen meines Weibes halfen nichts, wir wurden fortgeführt, und dann und wann sah ich unsern Teufel höhnisch lachen, während die Schergen manches undeutlich von Vagabunden und Landstreichern murmelten.

So ging's fort bis vor die Stadt.

Hier öffneten sie ein Gitterthor und führten mich und die Meinen in ein einzelnstehendes Haus.

„Rechts herein!" rief der Alte; und wir traten in ein kleines Zimmer, an das noch eine Kammer stieß.

„Herr," sprach ich zu dem Alten, „wahrscheinlich sind Sie hier der Oberbüttel, und wahrhaftig! einen besseren hätte der Fürst nicht finden können. Aber sagen Sie mir, was habe ich und die Meinen verbrochen? Ist des Elendes über uns nicht so schon genug ausgegossen? Sollen wir nun auch noch im Kerker schmachten?"

„Beruhige sich der Herr Kantor," entgegnete Bastian, nachdem die anderen sich entfernt hatten, „und beliebe mir derselbe nur kürzlich zu sagen, ob derselbe hier zu bleiben oder wirklich nach Z*** zu wandern gesonnen."

„Nach Z*** will ich," rief ich mit bitterem Lachen, „nach Z*** und den Staub dieser heillosen Stadt von meinen Füßen schütteln!"

„Nun dann," entgegnete der Alte, „dann kann ich nicht helfen, der Herr Kantor bleibt Gefangener." Und

somit entfernte er sich und ich hörte, wie er die Thür verschloß.

Da fiel mir mein liebes Weib laut weinend in die Arme, und ich selbst war trostlos.

Also ein Bettler, vertrieben, gekränkt und nun noch Gefangener. Das war zu viel!

Lange konnten wir uns nicht fassen und bemerkten kaum, daß unser Zimmer mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet war. Endlich untersuchten wir doch alles genauer und gingen auch in die Kammer. Da standen zwei reinliche Betten, und sogar die Wiege für das kleine Kind war nicht vergessen, so daß mir dies den Ausruf abzwang: „Wahrlich! für eine Büttelei sehr wohl bestellt!"

Noch sonderbarer aber ward uns, als zum Abend eine alte hinkende Hexe in die Stube trat, einen Krug Bier, Pfeife und Tabak und ein brennendes Licht auf den Tisch setzte und daneben ein Gesangbuch legte.

„Margarete," sprach ich, „was bedeutet das? Sitzen wir hier auf den Tod und will man uns noch zuletzt eine Güte anthun?"

Am allersonderbarsten aber ward uns, als eben die Hexe eine Stunde drauf den Tisch deckte und eine kräftige Suppe und Braten brachte.

„Es ist gewiß, Andreas" — rief nun Margarete —, „wir sitzen auf den Tod, und das ist die Henkermahlzeit! O Gott erbarme sich doch unserer armen Kinder!"

Mir war freilich selbst ganz weichlich zu Mute, aber dennoch bedachte ich, daß wir ja gar nichts verbrochen hätten, daß wir in der Hauptstadt eines gerechten und menschlichen Fürsten wären und doch nicht ungehört verurteilt werden könnten. Diese Betrachtungen frischten

unseren Mut auf: wir nahmen das Gesangbuch und sangen:

„Und obgleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurückegehn.
Was er sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel."

Nach diesem Singen kam die Beruhigung — der Hunger war schon lange da, und so bedachten wir uns denn keinen Augenblick, setzten uns an den Tisch und ließen uns das treffliche Abendbrot schmecken, auf welches wir uns dann zur Ruhe des guten Gewissens in unsere weichen Betten begaben.

Kaum war der Tag angebrochen, so war das reichliche Frühstück da, und mit demselben der Alte, der mich wieder höhnisch fragte, ob ich hier bleiben oder nach Z*** wollte. Meine Antwort war die gestrige und der Erfolg auch der gestrige. Aber Mittagbrot und Abendbrot ausnehmend gut.

So ging's drei Tage hintereinander, und uns fehlte nichts als die Freiheit und die Aufklärung unseres sonderbaren Schicksals.

Diese ward uns am Morgen des vierten Tages. Da trat ein ältlicher Herr mit einem Paket Noten in mein Zimmer. Es war der Musikdirektor, der selige würdige Vater dort unseres Kapellmeisters.

„Wie geht's, Herr Kantor?" war seine Anrede.

„Wie es geht?" — erwiderte ich —; „wie es einem armen, abgebrannten, in der Büttelei gefangen sitzenden Kantor gehen kann."

„Was Teufel, Herr, Sie halten doch dieses Haus nicht für die Büttelei?“ rief der Fremde.

„Für was sonst?“ war meine Antwort. „Und ist nicht der Teufel, den Ihr Bastian nennt, der Oberbüttel?“

„Herr, sind Sie toll?“ — entgegnete der Musikdirektor —, „Bastian der Oberbüttel? Bastian ein Teufel? Bastian, dieser edelste der Menschen, dem Sie und Ihre Familie Ihr Glück verdanken werden?“

Ich war aus den Wolken gefallen und bat um Gottes willen, doch mir nun endlich dieses Rätsel zu lösen.

Der Musikdirektor setzte sich neben mich und sagte mir nun, wie er alles wisse, was mir begegnet sei. Bastian sei der alte, in den Ruhestand versetzte Leibdiener des seligen Fürsten, den aber der jetzt regierende hoch ehre, durch ihn unzählig Gutes im stillen wirke und ihn bei allem Wichtigen zu Rate ziehe ...

Als ich beim Meister Kürschner meine Leidensgeschichte erzählt, sei ihm ganz weich zu Mute geworden, und er habe sogleich auf Mittel gedacht, mir zu helfen. Wie ich nun gesagt, daß ich ein Schüler des großen Bach sei, als er meine Orgelvorspiele gesehen und mich spielen gehört, habe mit einemmal sich ein Plan zu meiner Versorgung in ihm gebildet, der aber auszuführen ganz unmöglich gewesen, wenn ich auf meinem Kopfe bestanden, die Residenz zu verlassen und nach Z*** zu wandern. Denn der Fürst — auf den hierbei das meiste ankomme — sei soeben auf einem Jagdschlosse und komme erst in einigen Tagen zurück.

Darum habe er meinem Vorsatze geflissentlich die entsetzlichsten Schwierigkeiten entgegengestellt, darum, um mich fester zu haben, meine Orgelvorspiele an sich gebracht, und darum, als er gesehen, daß dennoch alles vergebens,

und ich dennoch nach Z*** pilgern wollte, mich in dieses Haus bringen lassen, das ja gar im geringsten nicht die Büttelei, sondern das schöne Gartenhaus sei, welches der Fürst dem treuen Diener geschenkt.

Und hier speise denn nun auch der Edle die alten wie die jungen Raben und habe vorläufig ausgewirkt, daß ich für guten Lohn den Prinzessinnen Unterricht im Klavierspielen erteilen könne, bis das Bessere für mich zur Reife gediehen.

Ich war bei dieser Erzählung wie vom Donner gerührt, und unwillkürlich streckte ich mit Margareten die Hände nach der Thür und rief: „O du edler Bastian, vergieb uns unsere Schuld, wir wußten nicht, was wir thaten!"

„Und Ihr wißt auch jetzt noch nicht" — fuhr der Musikdirektor fort —, „was Bastian thut. Aber Gott vertraut, Herr Kantor! Es wird alles zu einem herrlichen Ende gelangen! Morgen um neun Uhr gehen die Stunden bei den Prinzessinnen an, und hier ist etwas weniges zur Uebung, ein Klavier wird auch gleich da sein."

Kaum hatte er dies gesagt, da schob sich ein stattliches Instrument ins Zimmer, und hinter demselben fragte wieder recht höhnisch der Bastian: „Wollen der Herr Kantor noch nach Z***?"

„Nein! Nein!" rief ich, „hier bleiben will ich, edler Wohlthäter, hier bleiben, fleißig sein und Sie mit meinen unschuldigen Würmlein segnen!"

„Hi hi hi," lachte der Alte, schnupfte ungebührlichst und sagte: „So sind denn nun auch der Herr Kantor des Arrestes quitt und können gehen, wohin es beliebt. Wenn aber dieselben vielleicht nicht gesonnen sind, bei dem Vetter in der Vorstadt, oder beim Herrn Justizrate einzusprechen,

oder sich im „Roten Kegel" die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, und es dem Herrn Kantor nebst Familie allhier in der Büttelei vielleicht besser gefällt, so mag derselbe auch gern bis auf weiteres daselbst verbleiben . . ."

Meine Stunden bei den Prinzessinnen hatten den allerbesten Fortgang. An Essen und Trinken und aller Leibesnotdurft für mich und die Meinen fehlte es nicht. Margarete nähete und strickte. Bastians belehrende und edle Gesellschaft verkürzte uns die Abende, wo ich dann gewöhnlich dem guten Alten wacker vorspielen mußte, und alle Sonnabende erhielt ich richtig meinen blanken Dukaten.

Freunde, das war ein Leben wie im Himmel! Aber einst, als ich wieder bei den Prinzessinnen war und tapfer auf dem schönen Flügel phantasierte, stand auf einmal hinter uns — der Fürst!

Ich dachte, der Schlag sollte mich rühren. Aber der Fürst klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Brav, Herr Kantor! Sie mögen auch einmal die Orgel in der Jakobskirche spielen."

Ach! das war schon lange mein sehnlichster Wunsch gewesen. Oft hatte ich des Sonntags neben der Orgelbank bescheiden gestanden, auf welcher der alte, zweiundsiebzigjährige Hoforganist gewaltig und mit Meisterkraft über das prachtvolle Werk herrschte. Aber ich hatte noch nie den Mut gehabt, den grämlichen Hoforganisten um die Erlaubnis, ein Lied spielen zu dürfen, anzusprechen. Ich wußte es, Bastian hatte ihm meine Orgelvorspiele gegeben, aber dennoch war ich von dem Alten, den Gicht und Podagra hart peinigten, noch niemals auch nur eines freundlichen Blickes gewürdigt worden . . .

Da mit einemmal ließ mir der Hoforganist sagen, ich möge kommenden Sonntag die Orgel spielen.

Gott, wie war ich glücklich!

Ich konnte den teuren Sonntag kaum erwarten.

Es war gerade ein Festtag.

Das Volk strömte, und ich wußte, daß auch der ganze Hof in der Kirche sei.

O, mit welchen Empfindungen setzte ich mich auf die Orgelbank.

Mit welchen Empfindungen sah ich vorn an der Brustlehne des Chors die ganze fürstliche Kapelle, an ihrer Spitze den Musikdirektor.

Aber Grausen und Schreck ergriff mich, als nun auch der alte, strenge Meister, der Hoforganist, mir zur Seite trat, die rechte kranke Hand in Kissen eingebunden, und links der Bastian stand.

Nach der Aufführung eines großen, prachtvollen Psalms von Händel mit dem Orchester konnte ich in einem längeren Orgelvorspiele meine Kunst auf dem herrlichsten der Instrumente zeigen, und ich entledigte mich meiner Aufgabe nach meinem Gefühle mit bestem Gelingen. Hatte ich doch aus der Tiefe meiner Seele unter Aufbietung aller meiner Kraft ein Werk zu gestalten versucht, mit welchem ich mich nicht gescheut hätte, vor meinen einstigen Lehrer und Meister Joh. Seb. Bach selbst hinzutreten.

Kein Atemzug regte sich in dem unermeßlichen Gebäude. Bastian hatte schon lange höhnisch gelacht und sehr geschnupft; da — eben als ich nun das Lied selbst beginnen wollte, — Gott im Himmel! — schoß auf einmal der Hoforganist hinter der Orgel hervor, auf mich zu, und rief mit donnernder Stimme: „Herunter von der

Bank! Er" (zu einem Schüler sich wendend), „Er spielt das Lied!"

Wie vom Blitze getroffen, verließ ich die Bank. Ich glaubte alles sehr gut gemacht zu haben und mußte dennoch nun mich fortjagen lassen von einem Sitze, dessen ich nicht würdig war, und hören, wie ein dummer Schulbube den herrlichen Choral versudeln durfte.

Wie ein armer Sünder schlich ich auf einen Schemel, der an der Orgel stand, und setzte mich zitternd und zagend. Niemand sprach mit mir. Bastian stand still und verstockt an der Brustlehne, und die anderen vermieden mich alle, gingen weit vor mir vorbei und betrachteten mich mit scheuem Blicke.

Kaum konnte ich die Predigt aushalten. Was gepredigt worden, davon wußte ich kein Wort. Es war mir nichts gegenwärtig als das Gefühl meines Unglücks und das höchst niederschlagende Grübeln darüber, was ich denn eigentlich nicht recht gemacht, und wie ich doch so gar dumm sei, mein Spiel selbst wirklich noch immer für gut zu halten. An ein ferneres Orgeln aber war nun gar nicht mehr zu denken, und zerknirscht schlich ich nach Hause, wo ich mit Thränen im Auge meiner Margarete erzählte, wie greulich ich mich heute blamiert, und daß nun wahrscheinlich die Herrlichkeit hier bald ihr Ende haben werde.

Kein Bissen schmeckte mir zu Mittag. Ich hatte keinen Trost, denn Bastian war noch nicht nach Hause gekommen.

Da, um drei Uhr — nein, was sich nun ereignete, meine lieben Freunde, das ist ganz unmöglich zu beschreiben! Um drei Uhr traten der Musikdirektor, der Hoforganist und Bastian in mein Zimmer.

„Nun" — dachte ich —, „nun wird's darüber her-

gehen, nun werden sie dich schütteln und — wahrscheinlich fortjagen. Die Angst gab mir Kraft und Besonnenheit, und kecklich rief ich den Eintretenden entgegen: „O, bemühen Sie sich nicht, meine Herren! Ich weiß es recht wohl, daß ich meine Sache miserabel gemacht und daß ich nun gerüffelt werden soll! Aber wenn ihr mir das Leben nehmt, ich kann es nicht besser machen, weiß auch nicht, wie dies möglich, und spiele doch immer noch gescheiter als eure dummen Chorbuben."

Ein entsetzliches Lachen von allen dreien unterbrach mich, und der Musikdirektor drehte mich rund herum und rief: „Kantor, seid Ihr denn wirklich toll? oder thut Ihr nur so? Ihr habt ja heut, ohne daß Ihr es selbst wußtet, Eure allerbravste Probe abgelegt. Kantor! — Ihr seid ja nun Hoforganist zu St. Jakob!"

„Wie? — Was sagt Ihr! — — Probe? brav? — Hoforganist?" lallte ich und sank auf den Stuhl.

„Ei freilich," entgegnete Bastian und entfaltete die fürstliche Anstellungsurkunde.

Aber die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, ich konnte kein Wort erkennen, und Margarete stand sprachlos mit offenem Munde.

„Nun so bitt ich euch doch um Gottes willen," seufzte ich, „ihr gütigen Herren, thut mir doch den Gefallen und gebt mir etliche recht derbe Ohrfeigen, daß ich aufwache. Denn wahrlich, das ist doch nur ein Schabernack von Traum."

„Ei was, Traum!" entgegnete der Musikdirektor. „Hört, wie alles zugegangen, und dann mögt Ihr Euch die Ohrfeigen selber geben, daß Ihr gar so verblendet seid. Lange schon hatte Euch der Bastian unserem gnädigen Herrn

zum Nachfolger unseres würdigen kranken Hoforganisten vorgeschlagen, und da dieser selbst längst gewünscht, sich zur Ruhe setzen zu dürfen, seinen Posten aber nur einem tüchtigen Meister übergeben wollte, so kam, da der Hoforganist Eure Orgelvorspiele geprüft und dem Fürsten höchlichst gelobt hatte, alles nur darauf an, zu erfahren, ob Ihr dem Werke auch praktisch gewachsen wäret."

„Darum," fuhr der alte Hoforganist fort, „darum ließ ich Euch auch nicht gleich spielen, damit Ihr allererst das Werk und die Register kennen lernen solltet. Und darum wurde auf heut Eure Probe anberaumt, ohne daß Ihr es wußtet, damit Euch die Hasenfurcht nicht die Knochen lähme."

„Und darum," nahm der Musikdirektor wieder das Wort, „darum führte ich heut den großen, schweren Händelschen Psalm auf, der ein wahrer Prüfstein für einen Organisten ist ... Der Fürst war mit Eurem Spiele überaus wohl zufrieden und ließ Euch auch auf der Stelle hier die Anstellung als Hoforganist zu St. Jakob mit allem Gehalt und Nebeneinkünften ausfertigen, hier unseren alten Freund aber mit dem vollen Gehalte in den Ruhestand versetzen."

Wie Schuppen, ihr lieben Freunde, fiel es bei diesem Bericht des Musikdirektors von meinen Augen.

Ich war wirklich und wahrhaftig Hoforganist. Wie toll tanzte ich nun in der Stube herum und umarmte bald den Bastian, bald den Musikdirektor, bald die Margarete, bald den Hoforganisten, bald den Ofen.

Es wurde Wein gebracht und in der ganzen Residenz gab es keine glücklicheren Menschen als uns. Wir waren so fröhlich, wie wir es heute sind.

Aber alle jene guten Menschen fehlen heute ... sie sind tot.

Wir aber — Freunde? — wir leben noch und wollen, wenn es Gott gefällt, das Leben erst recht genießen. Bin ich doch alleweil erst ein liebenswürdiger Junge von fünfundsechzig Jahren. Nicht wahr, Margarete? Und unser Fürst, unser gnädiger Großherzog wird, wenn ich etwa ja — —"

Zwei Bediente in reicher Hofkleidung unterbrachen hier den fröhlichen Alten. Sie trugen herein ins Zimmer einen schweren Korb, und der eine überreichte dem Hoforganisten ein Handschreiben des Großherzogs, das der Alte mit zitternder Hand entfaltete und — indem wir alle ehrerbietig aufstanden — uns folgendes vorlas:

„Mein lieber Hoforganist!

Es ist mir nicht unbekannt geblieben, welchen vergnügten Tag Sie heut erlebet. Darum schicke ich Ihnen hierbei einen Korb von meinem guten Sillery*) und wünsche uns beiden das Glück, Ihr fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern zu können, wo Ihnen dann sprechendere Beweise der Zufriedenheit zu teil werden sollen von Ihrem

wohlgeneigten 2c."

Und nun brach der ungebundene Ruf los: „Es lebe Seine Königliche Hoheit, unser Großherzog, unser verehrter Landesvater! Hoch! hoch! hoch!"

Die Champagnerpfropfen flogen, und vor unendlichem Jubel vermochte keiner sein eigenes Wort zu hören. Zungen lallten, aber desto beredter sprachen die funkelnden Augen ...

Da klopfte plötzlich der Hoforganist mit dem Messer an ein Glas und rief: „Stille! Stille! meine Freunde! — Es fehlt noch jemand in der Gesellschaft, und der muß

*) Beste Sorte weißen Champagners.

nun auch herzu. — Margarete! — noch lebt ja die treue Pudelmütze!"

„Herein!" — riefen wir alle —, „herein mit der Pudelmütze!"

Da brachte die gerührte Hausmutter die Mütze auf einem Präsentierteller und setzte sie mitten auf den Tisch.

Mit einemmal waren wir nüchtern und still, und ich erhob mich und begann feierlich: „Heut vor sechsundzwanzig Jahren bist du geboren, o Pudelmütze! Du bist zwar nur eine der geringsten aus Kilian Brustflecks Kürschnerei, aber du warst das Werkzeug des himmlischen Vaters, der durch dich seine unglücklichen, zagenden Kinder zum Glücke führte, und wie weit hinter dir stehen deine ehemaligen Brüder und Schwestern, die Fee-, Zobel-, Fuchs- und Barankenmützen, die längst ins Reich der Vergangenheit versunken sind, und deren niemand mehr gedenket, ob sie gleich einst sich um gar vieles besser dünkten. Klein und unbedeutend mochtest du scheinen; aber an kleine Ursachen knüpfen sich oft große Erfolge. Ist auch das Leben des Verehrten, dessen Haupt du einst wärmen solltest, nicht von großer Bedeutung, so war doch das, was durch dich herbeigeführt worden, wunderbar und segenvoll. Darum lebe noch lange, o Pudelmütze! Fern sei im sicheren Schranke von dir die verderbliche Motte und die nagende Maus, fern der spielende Mops und der pfötelnde Kater, und Enkel und Großenkel mögen noch in späten Jahren sich bei deinem Anblicke dessen dankend und liebend erinnern, der dich zuerst getragen!"

„Amen!" rief die ganze Gesellschaft. „Vivat, es lebe die Pudelmütze!" . . .

Max Stolprian.

Von

Heinrich Zschokke.

Es gibt ein gewisses Unglück in der Welt, lieber Leser, das man freilich für kein Unglück hält und doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon. Mein Vater, Gott habe ihn selig, hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, wiewohl unsere Stadtschulen damals noch ziemlich schlecht eingerichtet waren. Man sagte überall von mir: „Herr Max Stolprian ist ein gar geschickter Mann; aber — man kann ihn nicht brauchen, er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen; er weiß nicht, wo er Hände und Füße hinstrecken soll. Sonst ist er ein guter, braver Mann.“ So sagte man von mir. Merkst du jetzt, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und bei der Arbeit fleißig, aber in meinen Kleidern unreinlich und unordentlich. Ich war fromm, dienstgefällig, redlich, aber schüchtern; lief davon, wenn fremde Leute kamen; wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder anredete, und wenn ich endlich gar einem Frauenzimmer freundlich und artig begegnen sollte, stand ich steif und stumm da. Genug, was man Höflichkeit und feine Sitte nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut

wie Brot und Erdäpfel und ein Glas Wein. Viele unserer jungen Herren haben's in dieser Kunst auch noch nicht weit gebracht, wie ich merke. Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieht's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Mancher weiß nicht, wo er die Hände einquartieren soll; bald steckt er sie in die Weste, bald gar in die Hosen, bald kratzt er sich damit zur Abwechselung im Nacken. Ich bitte dich daher, meine Geschichte und mein Unglück für andere bekannt zu machen; denn manches böse Schicksal habe ich mir durch meine Unbeholfenheit zugezogen.

Sobald meine Base Sparhafen gestorben und ich, als ihr einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem dreißigsten Jahre ein Mädchen zur Frau geben, das schön war, hauswirtlich, tugendhaft, freundlich und vermögend. Jungfer Bärbeli gefiel mir; die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden; ich sollte Jungfer Bärbeli näher kennen lernen; ich ward von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo ich sie finden sollte. Ich ging nicht gern in große Gesellschaft, weil ich durch üble Erziehung scheu und schüchtern war. Aber was thut man nicht einer Jungfer Bärbeli zu Gefallen! Ich kleidete mich in sonntägliche Feierkleider: weiße, seidene Strümpfe, ein neuer Haarbeutel, ein apfelgrüner Rock mit Perlmutterknöpfen — genug, ich war zierlich wie ein Bräutigam. Als ich aber vor das Haus des Herrn Vetters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!" dacht' ich. „Wenn's nur erst vorbei wäre!" Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein. Er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr

Stolprian!" sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüße links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszusehen, und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopf. Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat und den Streusand sucht, spring' ich gar diensteifrig hinzu, will den Sand aufs Papier streuen, greife ungeschickterweise das Tintenfaß statt des Sandfasses und schütte ihm einen schwarzen Strom der besten Tinte über das zierliche Konto. — Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eile mein schneeweißes Schnupftuch aus der Rocktasche und wischte damit auf.

„Ei behüte, was treibt Ihr auch, Herr Stolprian!" rief mir der Herr Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und weißen Schnupftuch zurück und brachte seine Sache in Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gut Gewissen und bemerkte beim Niedersehen nicht ohne Entsetzen einen thalergroßen Tintenfleck auf meinem weißen Seidenstrumpf am linken Bein. — „Hilf Himmel!" seufzte ich bei mir; „was wird die große Gesellschaft sagen?" Die Thüre des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursche will mich gar gewandt und galant, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfe in den großen Saal hinein; mache Bücklinge hinten und vorn, kratze mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Weibsperson steht, die im Begriff ist, eine Pastete zum Tisch hinzutragen, fahre ihr mit dem Kopf in den Rücken, daß die kostbare Pastete von der Schüssel auf den lieben Erdboden fährt, und so spaziere ich mit meinen Komplimenten und Bücklingen blindlings vorwärts, — es war mir zu Mute, als ständ' ich

in einer Schlacht vor dem Feind und sollte ins Feuer rücken. Welche Komplimente die große Gesellschaft um mich herum machte, weiß ich nicht: denn ich hatte noch nicht den Mut, aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Kratzfüßen, Bücklingen und gehorsamen Dienern um mich herum fort, bis ein neues Unglück meiner Höflichkeit Ziel und Grenzen steckte. Ich war nämlich bei meinem eifrigen Komplimentieren mit den Füßen bis zur Pastete vorgerückt, die noch dalag, weil sich die Magd von ihrem fürchterlichen Schrecken noch lange nicht erholt hatte und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen. Da fährt bei einem neuen Kompliment mein tintenbefleckter Fuß in die Pastete, — ich sah nichts, denn mir war vor Höflichkeit alles blau vor den Augen geworden. Ich glitsche in dem Pastetenteige schmählicher-, doch höchst natürlicherweise aus, verliere mein persönliches und politisches Gleichgewicht und falle, so lang ich bin — und ich messe fünf Schuh sieben Zoll — auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, großen, ehrenwerten Gesellschaft. Im Fallen riß ich noch zwei Stühle mit nieder, an denen ich mich halten wollte; und ein junges, artiges Frauenzimmer, das sich auf einem derselben vermutlich niederlassen wollte, lag ebenso schnell, als ihr Stuhl, neben mir am Boden. O Himmel, und das war mein Bärbeli! Es erhob sich nun ein entsetzliches Zetergeschrei, und ich am Boden schrie auch; denn da ich neben mir an der Erde, außer zwei Stühlen, noch ein Frauenzimmer liegen sah, glaubte ich fest an ein starkes Erdbeben. Zum höchsten Glück war es kein Erdbeben, das diesen erbärmlichen Fall verursacht hatte, sondern nur, wie gesagt, eine Kälberpastete. Wir standen auf. Der Vetter

machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er aber hatte gut spaßen. Ich hätte weinen mögen und schämte mich fast tot. Ich stellte mich an den Ofen und sagte kein Wort zu meiner Entschuldigung, sondern, weil alles um mich her lachte und kicherte, lachte ich auch und sah nur verstohlen nach der zerschmetterten Kälberpastete. Man mußte sich endlich zu Tische begeben. Der Herr Vetter war so artig, mich neben Bärbeli zu setzen. Ich wäre lieber neben einem feuerspeienden Berge gesessen, als neben diesem schönen, guten Kinde. Denn es ward mir wunderlich zu Mute neben meiner künftigen Hochzeiterin. — Ich sah die große Gesellschaft am Tische nur sehr flüchtig an. Da ward die Suppe herumgereicht. Jungfer Bärbeli bot mir einen Teller voll — ich konnte das unmöglich annehmen. Sie hatte noch keine Suppe. Da gab's wieder Komplimente über die Suppe, und ich sah voraus, daß es mit den gottlosen Komplimenten wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das schöne Bärbeli gar dringend, doch die Suppe zu behalten, und sah ihr bittend in die schönen, blauen Augen und sah nicht auf den Teller, und die siedendheiße Suppe floß richtig auf Bärbelis Schoß und Kleider; und da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoß und über meine Serviette und Kleider. Es war brüderlich geteilt. Ich vergess' es nie; es ist mir alles noch wie heute. Es war eine Krebssuppe. Das gute Bärbeli verließ den Tisch. Ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen anderen Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Ueberschwemmung; ich knüpfte mir statt der Serviette einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Bärbeli hatte aber die Kleider ändern müssen. Sie kam wieder,

und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr, so gut ich konnte. Sobald ich sah, daß sie freundlich lächelte, ward mir auch wieder wohl zu Mute, und ich trocknete mir den Angstschweiß vom Angesicht, versteht sich, nicht mit der Hand, sondern mit dem Schnupftuch! Aber das unglückselige Schnupftuch! — Ich hatte die Tintengeschichte rein vergessen über allem, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit Tinte ein, daß, als ich das Schnupftuch wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohren verwandelt sah. Da erhob sich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus Höflichkeit schrie oder lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich merkte, daß sich die Frauenzimmer vor meinem schrecklichen Tintengesicht fürchteten. Nun sah ich erst ein, daß mich das Schnupftuch zum Narren im Spiel gemacht hatte und ich ein fürchterliches Aussehen haben müsse. Erschrocken und eilfertig sprang ich vom Tische auf, um nach der Küche zu flüchten und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in das Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinate, Flaschen, Messer, Gabeln, Gläser, Fische, Rindfleisch, Löffel, Salzfäßlein u. s. w. liefen mir wie närrisch in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Munde wie versteinert da und sahen die herrlichen Gerichte sämtlich vor ihren Augen verschwinden und so manchen Leckerbissen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten. Anfangs, da ich sah, wie alle Platten und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten, hielt ich's für Hexerei, bis der Herr Vetter mit

beiden Beinen aufs Tischtuch sprang. Das riß den Zipfel von meiner Weste. Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppen hinunter, über die Straße und in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heiraten, ohne Schwindel, und nicht an große Gesellschaften, ohne das kalte Fieber zu bekommen.

Erzähle, lieber Leser, immerhin meine Leidensgeschichte deinen Freunden wieder. Ich lache jetzt selbst über meine Ungeschicklichkeit. Aber meine Geschichte kann manchem unserer jungen Herren, zum Beispiel zwar nicht, doch zur Warnung und Lehre dienen.

Universal-Bibliothek für die Jugend.

Das unter diesem Titel ins Leben gerufene Unternehmen verfolgt den Zweck, aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendliteratur das Beste in geschmackvoll ausgestatteten Bänden und mit hübschen Bildern geschmückt zu den **billigsten Preisen** darzubieten:

von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf. je nach dem Umfang.

Sämtliche in die „Universal-Bibliothek für die Jugend" aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt oder bearbeitet und umfassen Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen. — **Jeder Band ist einzeln zu haben.**

Bei Durchsicht des nachfolgenden Verzeichnisses der bis jetzt erschienenen Bände zeigt in den meisten Fällen schon der Titel, was für die einen oder anderen sich eignet.

Band	Bis jetzt sind erschienen:	Geh. M	Geh. ₰	Geb. M	Geb. ₰
1:	**Robinson Crusoë.** Nach Defoë bearbeitet von G. Mensch	—	20.	—	60.
2/4:	**Robinson der Jüngere.** Von J. H. Campe	—	60.	1.	—
5/6:	**Swift, Gullivers Reisen.** Bearbeitet von Fr. Werner	—	40.	—	80.
7/8:	**Richter, Luise, Des Dorfes Rose.** Erzählung	—	40.	—	80.
9/12:	**Hauff, Wilhelm, Märchen**	—	80.	1.	20.
13/14:	**Pfeffel, G. K., Fabeln und Gedichte**	—	40.	—	80.
15:	**Bildermuth, Ottilie, Kleine Geschichten**	—	20.	—	60.
16/18:	**Cooper, Der rote Freibeuter**	—	60.	1.	—
19:	**Blüthgen, Victor, Karle Steine. Kater Murr**	—	20.	—	60.
20:	**Höcker, Gustav, Hoffart und Demut**	—	20.	—	60.
21/23:	**Cervantes, Don Quichotte.** Bearbeitet von K. Seifart	—	60.	1.	—
24/27:	**Ferry, Der Waldläufer.** Bearbeitet v. E. Trautmann	—	80.	1.	20.
28/29:	**Walther, Erzählungen und Märchen**	—	40.	—	80.
30:	**Hellert, Ausgewählte Fabeln und Erzählungen**	—	20.	—	60.
31/34:	**Cooper, Lederstrumpf-Geschichten.** I.	—	80.	1.	20.
35/38:	— " — II.	—	80.	1.	20.
39:	**Richter, Luise, Märchen**	—	20.	—	60.
40/43:	**Höcker, Oskar, Der Tyrann der Goldküste**	—	80.	1.	20.
44:	**Bonn, Franz, Der Weberhannes. Durchgebrannt!**	—	20.	—	60.
45:	**Bildermuth, Adelheid, Mein Bruder und ich**	—	20.	—	60.
46/48:	**Braun, Isabella, Das Geheimnis des Schreibtisches**	—	60.	1.	—
49:	**Jäger, Die Meuterer auf Pitcairn. Im bunten Hause**	—	20.	—	60.
50/51:	**Jungern, J., Neue Märchen und Sagen**	—	40.	—	80.

Band		Geh. ℳ ₰	Geb. ℳ ₰
52:	Michael, E., Die jungen Lebensretter	— 20.	— 60.
53:	Braun, Isabella, Charles Dickens, genannt Boz	— 20.	— 60.
54:	Bonn, Franz, Die dumme Eifel. Der Drache von Eßlingen	— 20.	— 60.
55/57:	Roth, Richard, Die Nordpolfahrer	— 60.	1. —
58:	Höcker, Oskar, Elternlos. Erzählung	— 20.	— 60.
59:	Jäger, Schauspiele für die Jugend	— 20.	— 60.
60/62:	Becker, K. Fr., Erzählungen aus der alten Welt. Neu bearbeitet von Prof. Zeller. I. Odysseus	— 60.	1. —
63/65:	— „ — II. Achilles	— 60.	1. —
66/68:	— „ — III. Kleinere Erzählungen	— 60.	1. —
69/70:	Werther, Werner, Der Jugend Fabelschatz	— 40.	— 80.
71:	„Onkel Toms Hütte.“ Bearbeitet von A. H. Fogowitz	— 20.	— 60.
72/74:	Lee, Rosamunde Jane. Bearbeitet von M. Hamann	— 60.	1. —
75/76:	Marryat, Japhet, der seinen Vater sucht. Bearb. v. G. Höcker	— 40.	— 80.
77/80:	Äsops, Volksmärchen der Deutschen. Bearbeitet von Rektor Werther	— 80.	1. 20.
81/84:	Marryat, Steuermann Ready. Bearbeitet von G. Höcker	— 80.	1. 20.
85/87:	Murray, Prärievogel. Bearbeitet von O. Höcker	— 60.	1. —
88/90:	Stanleys Reise durch den dunklen Welttheil. Von R. Roth	— 60.	1. —
91/93:	Werner, Die schönst. Märchen aus „Tausend u. eine Nacht“	— 60.	1. —
94:	Frey, Jakob, Geschichten aus der Schweiz	— 20.	— 60.
95/97:	Bird, Der Waldteufel. Bearbeitet von Gustav Höcker	— 60.	1. —
98/100:	Cooper, Conanchet. Bearbeitet von Gustav Höcker	— 60.	1. —
101/104:	Schwab, Gustav, Deutsche Volksbücher. I.	— 80.	1. 20.
105/108:	— „ — II.	— 80.	1. 20.
109/110:	Andersens ausgew. Märchen. I. Samml. Bearb. v. Werther	— 40.	— 80.
111/112:	Campe, Die Entdeckung v. Amerika. I. Christoph Kolumbus	— 40.	— 80.
113/114:	— „ — II. Ferdinand Cortes	— 40.	— 80.
115/116:	— „ — III. Franz Pizarro	— 40.	— 80.
117/118:	Proschko, H. E., Der Halbmond vor Wien	— 40.	— 80.
119:	Jeanrenaud, H., Der Herzog von Bretagne	— 20.	— 60.
120:	Wildenradt, J. v., Adalbert v. Harras. Occo then Broek	— 20.	— 60.
121:	Marryat, Jakob Ehrlich. Bearbeitet von G. Höcker	— 20.	— 60.
122:	— „ — Peter Simpel. Bearbeitet von G. Höcker	— 20.	— 60.
123:	Becker, August, Geschichten und Märchen	— 20.	— 60.
124/125:	Knighton, Erzählungen eines alten Seefahrers	— 40.	— 80.
126/128:	Marryat, Die Ansiedler in Kanada. Bearbeitet v. G. Höcker	— 60.	1. —
129:	Pichler, Luise, Deutsches Heldentum. Schauspiele	— 20.	— 60.
130/131:	Roth, Richard, Die Römer in Deutschland	— 40.	— 80.
132:	Plieninger, Gustav, Die schönsten Erzählungen des Weisseschen Kinderfreundes	— 20.	— 60.
133:	Neumann-Strela, Karl, Kaiser Wilhelm	— 20.	— 60.
134/136:	Plieninger, Gustav, Vom schwarzen Kontinente	— 60.	1. —
137/138:	Pungern, J., Kleine Erzählungen aus dem Tierleben	— 40.	— 80.
139:	Ludwig, J., Schloß Heimburg	— 20.	— 60.
140/142:	Jacobs, Friedrich, Alwin und Theodor	— 60.	1. —
143/145:	Cooper, Marks Riff. Bearbeitet von M. Barack	— 60.	1. —
146/149:	Schwab, Die schönsten Sagen d. klassischen Altertums. I. Teil	— 80.	1. 20.
150/153:	— „ — „ „ „ „ „ „ II. Teil	— 80.	1. 20.
154/157:	— „ — „ „ „ „ „ „ III. Teil	— 80.	1. 20.
158/159:	Werther, Kleine moralische Erzählungen	— 40.	— 80.
160/162:	Stricklands, Jane, Ausgewählte Erzählungen	— 60.	1. —
163:	Wolff, Emil, David Copperfield od. „Gottist der Waisen Vater“	— 20.	— 60.
164/165:	Jacobs, Friedrich, Die Feierabende in Mainau	— 40.	— 80.
166:	Arthur, Erzählungen aus dem amerikanischen Leben	— 20.	— 60.
167:	Stökl, Helene, Die Seeschwalbe. Das Lappenmädchen. Im Thale der Tuareks	— 20.	— 60.
168/169:	Jacobs, Fr., Kl. Erzähl. des alten Pfarrers von Mainau	— 40.	— 80.
170/171:	Plieninger, Gustav, Hilfe in der Not. Erzählungen	— 40.	— 80.
172:	Proschko, H. E., Ein Mann von Wort. Zu spät	— 20.	— 60.
173:	Messerer, Th., Krieg und Frieden	— 20.	— 60.
174/175:	Hebel, J. P., Ausgew. Erzählgn. d. Rheinl. Hausfreundes	— 40.	— 80.
176/177:	Ingelow, Jean, Skizzen aus dem Mädchenleben	— 40.	— 80.
178:	Knogler, J., Das Institutskind. Erzählung	— 20.	— 60.

Band		Geh. ℳ ₰	Geb. ℳ ₰
179:	Roth, Richard, Ein nordischer Held. Geschichtsbild . .	— 20.	— 60.
	Schmid, Christoph v., Ausgewählte Erzählungen:		
180/181:	— „ — I. Die Ostereier. Der Weihnachtsabend. . . .	— 40.	— 80.
182/183:	— „ — II. Rosa von Tannenburg	— 40.	— 80.
184:	— „ — III. Heinrich von Eichenfels. Das Täubchen . .	— 20.	— 60.
185/186:	— „ — IV. Das Blumenkörbchen. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen	— 40.	— 80.
187/189:	Lossius, Gumal und Lina. Bearbeitet von A. Wilms .	— 60.	1. —
190:	St. Pierre, Paul und Virginie. Bearbeitet von Fogowitz	— 20.	— 60.
191/192:	Werther, Der Jugend Rätselschatz. 664 der schönsten Rätsel	— 40.	— 80.
193/194:	Müller, F. A., Oberon der Elfenkönig	— 40.	— 80.
195/197:	Gotthelf, Jeremias, Der Knabe des Tell	— 60.	1. —
198/199:	Kleininger, Gustav, Beispiele des Guten	— 40.	— 80.
200/201:	Hoffmann, Frz., Fürchte Gott, thue recht u. scheue niemand!	— 40.	— 80.
202/203:	— „ — Frisch gewagt ist halb gewonnen	— 40.	— 80.
204/205:	— „ — Dem Gerechten wird Gutes vergolten	— 40.	— 80.
206/207:	— „ — Wen Gott lieb hat, den züchtiget er	— 40.	— 80.
208/209:	— „ — Die Rache ist mein, ich will vergelten . . .	— 40.	— 80.
210/211:	— „ — Der Segen des Wohlthuns	— 40.	— 80.
212:	Pichler, Luise, Die Brüder. Vaterländisches Schauspiel .	— 20.	— 60.
213/214:	Hoffmann, Franz, Ein armer Knabe	— 40.	— 80.
215/216:	— „ — Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen	— 40.	— 80.
217/218:	— „ — Kindesliebe	— 40.	— 80.
219/220:	— „ — Des Herrn Wege sind wunderbar	— 40.	— 80.
221/222:	— „ — Der Mensch denkt und Gott lenkt	— 40.	— 80.
223/224:	— „ — Geschwisterliebe	— 40.	— 80.
225:	Nathusius, Marie, Eine Dienstmägdegeschichte. Das Waregekleid . . . . . (Bearbeitet von Dr. Werner Werther.)	— 20.	— 60.
226:	— „ — Der Bankerott. Der Wolkenbruch . .	— 20.	— 60.
227:	— „ — Vater, Sohn und Enkel	— 20.	— 60.
228:	— „ — Martha, die Stiefmutter. Marie . .	— 20.	— 60.
229/230:	— „ — Die Kammerjungfer	— 40.	— 80.
231/233:	— „ — Die Geschichten von Christfried u. Julchen	— 60.	1. —
234/236:	— „ — Die alte Jungfer	— 60.	1. —
237/238:	— „ — Der Vormund	— 40.	— 80.
239/240:	— „ — Tagebuch eines armen Fräuleins . .	— 40.	— 80.
241:	Neumann-Strela, Karl, Lebensbild der Kaiserin Augusta	— 20.	— 60.
242:	Nathusius, Marie, Die Botenfrau ꝛc.	— 20.	— 60.
243:	— „ — Wo wächst der Glücksbaum? Die Kassette (Bearbeitet von Dr. Werner Werther.)	— 20.	— 60.
244/246:	— „ — Langenstein und Boblingen	— 60.	1. —
247:	— „ — Der kleine Regimentstrompeter ꝛc. . .	— 20.	— 60.
248/249:	— „ — Joachim von Kamern	— 40.	— 80.
250:	— „ — Die beiden Pfarrhäuser. Ringet danach ꝛc.	— 20.	— 60.
251:	— „ — Tante Sofie. David Blume ꝛc.	— 20.	— 60.
252/253:	— „ — Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben	— 40.	— 80.
254:	— „ — Die dumme Anne ꝛc.	— 20.	— 60.
255/256:	Schubert, G. H. v., Erzählungen. 1. Samml. Bearb. v. B. Schlegel	— 40.	— 80.
257/259:	— „ — Der neue Robinson. Bearbeitet von B. Schlegel	— 60.	1. —
260/262:	Seidel, O. M., Reimschatz I: Mutter und Kind	— 60.	1. —
263/265:	— „ — Reimschatz II: Spiel und Scherz. Spiel- u. Neckreime	— 60.	1. —
266/267:	Aurelie, Kindermärchen	— 40.	— 80.
268/271:	— „ — Jugendmärchen	— 80.	1. 20.
272/273:	Andersen, H. C., Märchen. Zweite Sammlung	— 40.	— 80.
274/275:	Mayne Reid, Die Skalpjäger. Bearbeitet von A. H. Fogowitz	— 40.	— 80.
276/278:	Glaubrecht, H., Das Heidehaus. Bearb. v. Dr. W. Werther	— 60.	1. —
279/281:	Burmann, Dr. F., Deutsches Götterbuch. Erzählungen	— 60.	1. —
282/285:	Mayne Reid, Am Lagerfeuer. Bearbeitet von Max Barack	— 80.	1. 20.
286/287:	Reinick, Rob., Märchen. Neu herausgegeben v. Dietr. Theden	— 40.	— 80.
288/291:	Seidel, O. M., Reimschatz III: Buntes aus dem Leben .	— 80.	1. 20.
292/294:	Aimard, Gustave, Antinahuel. Bearb. von A. H. Fogowitz	— 60.	1. —
295:	Krummacher u. Herder, Parabeln. Von Dr. Werner Werther	— 20.	— 60.
296:	Glaubrecht, H., Anna, die Blutegelhändlerin. V. Dr. Werther	— 20.	— 60.

Band		Geh. ℳ ₰	Geb. ℳ ₰
297/298:	**Hey, Wilhelm, Fabeln und Gedichte nebst 55 Sprüchen.**	— 40.	— 80.
299/301:	**Kimard, Gustave, Der Fährtensucher.** Beard. v. A. H. Fogowitz	— 60.	1. —
302/304:	**Mayne Reid, Die Heimat in der Wüste.** Beard. v. Rich. Roth	— 60.	1. —
305/307:	**Sealsfield, Charles, Tokeah.** Bearbeitet von Gustav Höcker	— 60.	1. —
308/311:	**Cooper, J. F., Kapitän Spike.** Bearbeitet von Max Barack	— 80.	1. 20.
312/315:	**Balladenschatz.** Von A. H. Fogowitz	— 80.	1. 20.
316/319:	**Marryat, Percival Keene.** Bearbeitet von L. Barack . .	— 80.	1. 20.
320/321:	**Glaubrecht, O., Der Zigeuner.** Beard. v. Dr. Werner Werther	— 40.	— 80.
322:	**Selkirk, Alexander, der ältere Robinson.** Von R. Niedergesäß	— 20.	— 60.
323/325:	**Kimard, Indianer, Freischärler.** Beard. v. A. H. Fogowitz	— 60.	1. —
326:	**Christoph v. Schmids ausgew. Erzählungen.** V. Kurze Erzähl.	— 20.	— 60.
327/328:	**Reinick, Robert, Lieder u. Erzählungen.** Von Dietrich Theden	— 40.	— 80.
329/330:	**Schubert, G. H. v., Erzählungen.** 2. Sammlg. Von B. Schlegel	— 40.	— 80.
331/332:	**Godin, Märchen.** Von einer Mutter erdacht	— 40.	— 80.
333/335:	**Cooper, Der Bienenjäger.** Bearbeitet von Gustav Höcker .	— 60.	1. —
336:	**Hoffmann, Franz, Lebensbilder**	— 20.	— 60.
337:	**Schubert, G. H. v., Erzählungen.** 3. Sammlg. Von B. Schlegel	— 20.	— 60.
338/340:	**Glaubrecht, O., Der Kalendermann vom Veitsberg** . .	— 60.	1. —
341/342:	**Godin, A., Märchen-Reigen**	— 40.	— 80.
343/344:	**Cooper, J. F., Das Blockhaus.** Bearbeitet von G. Höcker	— 40.	— 80.
345/348:	**Marryat, Seekadett Leichtfuß.** Beard. von H. Ferschke .	— 80.	1. 20.
349/350:	**Reineke Fuchs.** Nach Goethes Dichtung erzählt von A. Stein	— 40.	— 80.
351/353:	**Hauff, Lichtenstein.** Bearbeitet von A. H. Fogowitz . . .	— 60.	1. —
354/356:	**Richardson, Pacousta.** Bearbeitet von A. H. v. Rothenstein	— 60.	1. —
357/359:	**Horn, W. O. v., Das Erdbeben v. Lissabon. Der Strandläufer**	— 60.	1. —
360/361:	**— „ — Der Schiffsjunge**	— 40.	— 80.
362/364:	**— „ — Von den zwei Savoyarden-Büblein. Die Gemsjäger**	— 60.	1. —
365/367:	**— „ — Die Biberfänger. Der Leibhusar**	— 60.	1. —
368:	**Stöber, Karl, Kleine Erzählungen**	— 20.	— 60.
369/371:	**Horn, W. O. v., Der Herr ist mein Schild. Admiral Ruiter**	— 60.	1. —
372/374:	**— „ — Hans Joachim v. Zieten. Der Brand von Moskau**	— 60.	1. —
375/377:	**— „ — Der alte Fritz, d. Held u. Liebling d. deut. Volkes**	— 60.	1. —
378/380:	**Cooper, Die Seelöwen oder Die verlorenen Robbenjäger**	— 60.	1. —
381/382:	**Glaubrecht, O., Die Heimkehr**	— 40.	— 80.
383/385:	**Horn, W. O. v., Die Burensamilie von Klaarfontein. — Die Belagerung von Wien**	— 60.	1. —
386:	**Hast, O., Märchenbilder aus dem Reiche der Mitte** . . .	— 20.	— 60.
387/388:	**Then-Bergh, Jan, Pieter Odendaal, der jüngste Feldkornett**	— 40.	— 80.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Jeder Band enthält mehrere Abbildungen. — Die hier angeführten Bücher sind einzeln, geheftet oder gebunden, auch in Bibliothekeinband mit Lederrücken zu den beigesetzten Preisen zu beziehen.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pf.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. Die neuesten vollständigen Kataloge sind jederzeit durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu beziehen. Ganz besonders weisen wir auf das Verzeichnis hin, welches von einer Vereinigung Hamburger Lehrer zusammengestellt wurde: „Für die aus der Schule entlassene Jugend empfohlene Schriften aus **Reclams Universal-Bibliothek**". Der Verleger hat sich bereit erklärt, jede gewünschte Anzahl dieses Verzeichnisses kostenfrei zu versenden. Von den bis Oktober 1900 erschienenen 4130 Bänden empfehlen wir:

	Nr.	Geb. ℳ
1. **Grimm, Brüder,** Kinder- und Hausmärchen. (Vollständige Ausgabe) I, II, III	3191|96. 3446|50.	1.75. 1.50.
2. **Grimm, Brüder,** Kinder- und Hausmärchen. (Kleine Ausgabe mit 12 Bildern von L. Richter)	3179|80.	0.80.
3. **Musäus,** 50 Legenden von Rübezahl	254.	0.—.
4. **Hebel, Joh. Peter,** Schatzkästlein d. rh. Hausfreundes	143|44.	0.80.
5. **Hauff, Wilhelm,** Märchen	301|03.	1.—.
6. „ „ Lichtenstein	85|87.	1.—.
7. **Petersen, Marie,** Prinzessin Ilse. (Märchen aus dem Harz)	2632.	0.60.
8. **Andersen, H. C.,** Bilderbuch ohne Bilder	381.	0.60.
9. „ „ Sämtliche Märchen	691|700.	2.50.
10. **De Foe, Daniel,** Robinson	2194|95.	0.80.
11. **Cooper, J. F.,** Der letzte Mohikan	875|77.	1.—.
12. **Becher Stowe, O.,** Onkel Toms Hütte oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika	961|65.	1.50.
13. **Riehl, Wilhelm Hr.,** Die 14 Nothelfer	500.	0.60.
14. **Zschokke, Heinrich,** Das Goldmacherdorf	1725.	0.—.
15. **Tennyson,** Enoch Arden	490.	0.60.
16. **Arndt, Ernst Moritz,** Erinnerungen aus d. äußeren Leben	2893|95.	1.00.
17. **Kügelgen,** Jugenderinnerungen eines alten Mannes	3881|85.	1.50.
18. **Nettelbeck,** Eine Lebensbeschreibung	3851|55.	1.50.
19. **Kleist, Heinrich von,** Michael Kohlhaas	8.	0.—.
20. **Tegnér,** Frithjofs-Sage	422|23.	0.80.
21. **Chamisso, Adalbert von,** Peter Schlemihl	93.	0.60.
22. **Goethe, Wolfgang von,** Hermann und Dorothea	55.	0.60.
23. **Schiller, Friedrich von,** Wilhelm Tell	12.	0.60.
24. **Spitta,** Psalter und Harfe	2631.	0.60.

Jugendschriften von Peter Rosegger.

Soeben erschien in neuer Ausstattung das dritte und vierte Tausend von

Deutsches Geschichtenbuch für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. Mit zwölf künstlerischen Vollbildern und mehrfarbigem Umschlag, hübsch gebunden Preis M. 4.—.

Ein Prachtwerk für die reifere Jugend.

Waldjugend. Geschichten für junge Leute von 15 bis 70 Jahren von Peter Rosegger. Mit zahlreichen Textillustrationen und 10 Vollbildern von Alfred Mailick. Preis elegant gebunden M. 6.—.

Ein prächtigeres Weihnachtsgeschenk für unsere reifere Jugend dürfte es nicht leicht geben als dieses Buch, das ein junger, talentvoller Künstler mit einem Bilderschmuck versehen hat, wie ihn so reich und prächtig ausgeführt noch keins der Werke des Dichters aufzuweisen hat. (Freie Schulzeitung.)

Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Mit 36 Abbildungen und einem Stahlstiche. In Farbendruck-Umschlag gebunden M. 4.—.

Ernst und Heiter und so weiter. Für die reifere Jugend aus den gesammelten Schriften gewählt. In Farbendruck-Umschlag kart. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend aus den gesammelten Schriften gewählt. Mit 20 Abbildungen. In Farbendruck-Umschlag kart. M. 4.—, geb. mit Goldschnitt M. 5.—.

Als ich noch der Waldbauernbub war. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriftenausschuß. I. Teil. 31. Tausend. Kart. mit farbigem Umschlagbild von Alfr. Mailick. 70 Pfg. Dauerhaft gebunden 90 Pfg. — II. Teil. 20. Tausend. Dauerhaft gebunden 90 Pfg.

Ausführliches Verzeichnis über Roseggers Schriften sowie ein neuer illustrierter Verlagskatalog steht auf Verlangen kostenfrei zur Verfügung.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 068266235